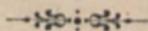


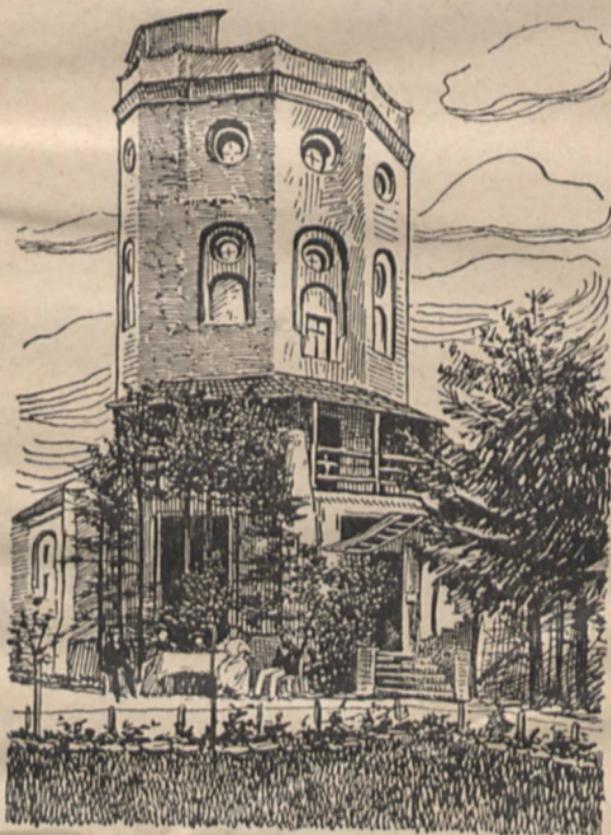


Romanow
pour Strelitz

Der Rummelsberg.



Versuch einer Beschreibung
und Geschichte desselben
von Dr. Harazim.



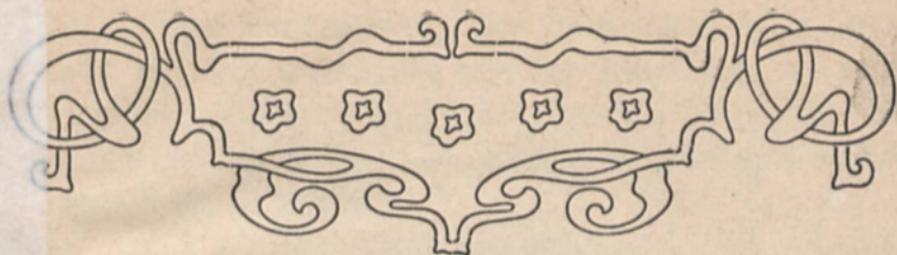
Strehlen i. Schl.

Druck und Verlag von Paul Schwarzer.

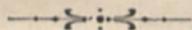
1904.



237285 | 1

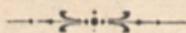


Geographie.



Die Strehleener Berge bilden einen ziemlich in sich abgeschlossenen Bergrücken, welcher in etwa nord-nordöstlicher Richtung von Münsterberg bis Strehlen eine Strecke von 20 Kilometern durchzieht. Von Strehlen aus ansteigend erreicht er im Anfang des zweiten Drittels seiner Länge seine höchste Erhebung im Mummelsberge mit 393 m Höhe über Normal-Null (Seehöhe), bildet von hier ab noch einige nur um ein Geringes niedrigere Bergkuppen im Kalinke- und Leichnamsberg, um dann langsam nach Münsterberg sich senkend zu verflachen. Die vom Bergrücken herabrinneuden unbedeutenden Bächlein fließen nach Westen der Ohle zu, während die Ostseite in den Kryhnbach entwässert, welcher etwa in der Mitte zwischen Strehlen und Wanssen in die Ohle mündet. Da die Sohlen der Täler, in denen die genannten Gewässer fließen in 170—190 m Seehöhe liegen, und von ihnen aus der Aufstieg unternommen wird, so ist die absolute Höhe des Berges auf 220 m zu berechnen.

Geologie.



Die Strehleener Berge gehören durchweg dem Urgestein an und zwar bildet die Hauptmasse der Gneis. Der Feldspat in demselben ist weiß bis gelblich, der Quarz wasserhell bis grau, der Glimmer weiß, braun bis schwarz. Die den helleren Untergrund durchziehenden dunklen Streifen stehen ziemlich dicht an einander. An einzelnen Stellen geht diese angedeutete Schichtung direkt in schiefrige Struktur über als Glimmerschiefer, Quarzitschiefer, je nachdem der eine oder andere Bestandteil überwiegt. Die vielen nach dem Eulen- und Reichensteiner Gebirge zu auftretenden Inseln desselben Gesteins bei Nimptsch, Reichenstein, Frankenstein, Ramenz, kennzeichnen den Rummelsberg als letzte nach der Oberebene hin zu Tage tretende Fortsetzung dieser beiden großen Gneis- und Glimmerschiefermassive.

An einzelnen Stellen, an denen die Atmosphärien die bedeckende Gneisshale bereits heruntergewaschen haben, tritt **Granit** zu Tage. So besteht der Gipfel des Rummelsberges selbst aus Granit, kleinere Vorkommnisse finden sich verschiedentlich um den Berg, das mächtigste Lager bildet er aber bei Strehlen. Hier wird er in den städtischen Steinbrüchen, welche vom Bahnhof ab sich südlich an der Bahnstrecke hinziehen, hauptsächlich als Pflasterstein gebrochen und zu Würfeln geschlagen, und bildet für den Stadtsäckel eine ergiebige Einnahmequelle. Einige unbedeutende Erscheinungen von Granit an verschiedenen Stellen sind früher

ausgebeutet worden, stehen aber heut verlassen da, offenbar weil die weite Entfernung von der Bahn und die dadurch erheblich gesteigerten Transportkosten den Betrieb unlohnend machten. Ein größeres Granitlager ist dagegen wieder in Steinkirche in Betrieb.

Von derselben industriellen Bedeutung wie der Granit, wenn nicht von noch größerer, ist ein anderes Gestein, das an der Ostseite des Bergrückens zwischen den Dörfern Krummendorf und Riegersdorf gefunden wird. Wie schon bemerkt, geht der Gneis auch in eine schiefrige Struktur über, hier in Quarzitschiefer. In den Krummendorfer Steinbrüchen zeigt er diese Eigenschaft in so hohem Grade, daß es oft gelingt, handbreite und eben so lange Platten von Millimeterdicke abzuheben. Dabei ist der Stein sehr weich und bröcklig, nicht zu starke Stücke lassen sich mit den Fingern entzweibrechen. Seine Gewinnung und Bearbeitung ist also sehr leicht, und dieser Umstand führte dazu, ihn mit Vorliebe zu Bausteinen besonders für die Grundmauern, zu primitiven Gartenmauern, zu Pfeilern und in sehr zweifelhafter Weise zum Ausbessern schlechter Stellen auf Feldwegen zu benutzen. Diese Verwendung hat er noch heute, doch werden dazu nur die minderwertigen Schichten (Schotter) genommen. Auf den hohen Wert des reinen Quarzits wurde erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Besitzer des Steinbruchs von einem Breslauer Geologen aufmerksam gemacht, der beim Durchfahren durch Krummendorf den Stein in den Gartenmauern bemerkte und ihn dann untersuchte. Er stellte fest, daß er fast ganz aus Quarz besteht, und daher von außerordentlich hoher Feuerbeständigkeit ist. Daraufhin entwickelte sich eine intensive Industrie, die immer größeren Umfang gewann und heute ihre Erzeugnisse nach den Hüttenbezirken von Oberschlesien, Osterreich-Ungarn, Rußland, Dänemark, ja selbst England versendet. Sie ist in ihrer Art die einzige in Europa.

Nach eingeschickten Plänen und Maßangaben werden vom Quarzitschiefer kleine, kaum handlange, konische Stücke entweder freihändig zugehauen oder mit der Diamantsäge zugeschnitten, welche aneinander gesetzt die innere Auskleidung des Hochofens bilden sollen. Je nach den Ansprüchen auf Genauigkeit werden sie offen im Eisenbahnwagen oder in Kisten verpackt versandt, am Bestimmungsort in den Hochofen eingesetzt und mit einem Bindemittel vereinigt.

Ihre Feuerbeständigkeit beruht darauf, daß einmal die Schmelzbarkeit des Quarzes äußerst gering ist, andererseits aber die einzelnen Bestandteile des Schiefers fast denselben Ausdehnungskoeffizienten besitzen. Bei der Erwärmung dehnen sich alle Teile gleichmäßig aus, bleiben damit im Zusammenhang und der Stein zerfällt nicht. Mit der Zeit vernichtet natürlich auch ihn die ungeheure Glut, aber es ist schon ein großer Gewinn, wenn der Hochofen nur **einmal** im Jahre zur Ausbesserung abgeblasen zu werden braucht statt mehrmals.

Einige weniger reiche Quarzvorkommen liegen noch bei Krummendorf dicht an der Kunststraße, ferner bei Schönbrunn und bei Prieborn. Ausgebeutet wird nur noch das letztere, dessen Quarz in Chamottesfabriken gemahlen und mit Kalk vermischt zu Dinassteinen gebrannt wird.

Der Quarzbruch bei Krummendorf besaß früher eine gewisse Berühmtheit, wie aus einer Stelle in Lucäs Chronik hervorgeht: „Ungefähr umb die Jahre 1656 fand man auch eine Art der gleichen Diamanten im Briegischen Fürstenthumb unter dem Rommelsberg in der Herrschaft Priborn, davon viel geschliffen in Gold gefasset und hernach damit gepranget worden, wiewohl sie merklich weicher sind, als die Böhmischen, oder die im Riesen-Gebürge gefunden werden. Soust ist ihre Härte gleichwohl noch so stark, daß man zur Noth mit ihren geschliffenen Spizen auff Glas schreiben kann.“ (Schimmelpfennig.)

Es handelt sich natürlich nicht um Diamanten, sondern um Quarzkrystalle, sog. Bergkrystall, welche theils in einzelnen Stücken, theils in mehr oder weniger schönen Drusen gefunden werden. Sie sind wasserhell, meist aber durch Eisenoxyd gelb gefärbt. Der Bergkrystall wurde früher vielfach als Edelstein geschliffen und getragen, große Stücke zu Vasen usw. verarbeitet (in der Meißner Hauptkirche findet sich eine Platte, auf welcher eine gräfliche Familie ausgemeißelt ist), jetzt ist er nur noch für Sammler, Museen usw. interessant, als Edelstein tritt er neben Glas in den „Similibrillanten“ auf.

Als ein Abkömmling des Granits, aus dem es sich durch Verwitterung gebildet hat, ist noch das große Kaolinlager bei Ruppertsdorf anzusehen, welches in der dort befindlichen Fabrik zu Chamotteziegeln verarbeitet wird.

Den Gneisen und Graniten der Strehleener Berge sind westlich bei Geppersdorf, östlich bei Prieborn Inseln von Urkalk eingelagert. Der Abbau des Geppersdorfer Kalkes hat aufgehört, da er unter dem Gneis verschwand, der Prieborner Marmor wird dagegen noch heute fleißig gewonnen, obwohl der Bruch schon seit Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in Betrieb ist. Nur hat sich die Verwendungsart des Marmors seitdem bedeutend geändert. Anfangs diente er nur zu Denkmälern, Steinfließen und ähnlichen Baustücken. Herzog Christian zu Liegnitz und Brieg brauchte ihn sehr viel bei Erbauung des Schlosses in Ohlau, die Altäre der Heinrichauer Klosterkirche stammen von hier, und der Sockel des Standbildes Friedrichs II. in Breslau ist Prieborner Marmor. Seine Farbe ist rein weiß bis blau und schwarz, er ist hart und nimmt eine schöne Politur an. Noch in den achtziger Jahren arbeiteten Steinmehlen im Bruch, während die Brennösen, die die Abfälle und unbrauchbaren Stücke zu Urkalk brannten, stark im Betriebe waren. Dann hörte die Gewinnung zu Kunstzwecken auf, da das anstehende Gestein abgebaut war, beim Tiefergehen das Herausholen

so schwerer Stücke zu kostspielig wurde und durch die billigeren Verkehrsmittel die nur auf die Umgebung beschränkte Bedeutung des Bruches verloren ging. Jetzt wird alles zu Kalk gebrannt, von dem die reinsten Stücke Baukalk, die sandigeren Ackerkalk geben. Ein großer Teil der gebrochenen Steine wird direkt an Zuckerfabriken versandt und erst dort gebrannt, wobei die entweichende Kohlensäure gleichzeitig aufgefangen wird. Der Aßkalk wird dem Rübensaft beigemischt, um ihn zu reinigen und zu klären, und dann das filtrirte Gemisch wieder mit Kohlensäure gesättigt, wodurch der lösliche Aßkalk sich wieder in unlöslichen Marmor zurückverwandelt und zu Boden fällt.

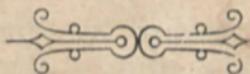
Wie auf den Spalten des Quarzits sich aus dem durchfließenden Wasser der Quarz als Bergkrystall ausscheidet, so treten auf den Spalten des Marmors schöne Drusen von Kalkspath auf. Je tiefer man freilich beim Abbau zu gehen gezwungen ist, desto seltener und unscheinbarer sind sie, weil die Bedingungen zu ihrer Bildung nach der Tiefe zu ungünstiger werden. Es herrscht ja dieser Vorgang bei sämtlichen Mineralien: Metallen, Erzen, Edelsteinen, Krystallen. Das das gesamte Gestein durchtränkende kohlenäurereiche Wasser löst alle diese Stoffe, die nicht, wie man so oft hört und liest, in gediegener Masse unendlich tief liegen, sondern äußerst fein verteilt im Gestein enthalten sind, auf und führt sie auf den Spalten und Gängen nach der Erdoberfläche. Hier entweicht die Kohlensäure, dadurch kann das Wasser die Mineralien nicht mehr in Lösung erhalten, und diese schlagen sich als Krystalldrusen, Erze usw. nieder. Auch der Prieborner Steinbruch enthielt früher seltene Mineralien, die schon seit Jahren nicht mehr gefunden werden, weil die sie allein führende Oberfläche abgebaut ist.

Auf anderen Spalten wieder, welche vom Wasser nicht gefüllt sind, in denen es nur sickert, bilden sich schöne Massen von Kalksinter; „Tropfstein“, auf anderen wieder

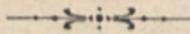
wertloser Achat, wohl aus dem unmittelbar angrenzenden Quarzlager stammend.

Von Metallen findet sich in der Umgegend des Rummelsberges nur Raseneisen, welches auch in früheren Jahrhunderten verarbeitet worden ist. Eisenschlacken und Brandstellen zwischen Bogarth und der Bogarther Wassermühle deuten darauf hin, daß hier einst ein primitiver Schmelzofen gestanden hat, und der Name des Dorfes Eisenberg wäre nicht erklärlich, wenn nicht eine im Dorfe befindliche Kiesgrube große Mengen schöner Eisennieren aufwiese, die in ihrer Höhlung oft freie, klappernde Einschlüsse enthalten.

Die um und großenteils auch auf dem Bergzug liegende Ackerfrume gehört dem Diluvium an, von den tieferen Schichten ist wenig bekannt. Zwei Brunnenbohrungen haben einigen Aufschluß gegeben. Sie wurden in Rünern und in Louisdorf unter Leitung des berühmten „Wasser—Graf“ ausgeführt, welcher mit seiner elektrischen Kette und seinem Wassergefühl hier Wasser entdeckte. Leider entdeckten die Brunnenbauer selbst bis zu 70 bzw. 95 m Tiefe keins, kamen aber nach Durchsinken verschiedener Kies- und Sandschichten in 70 m Tiefe auf tertiäre Braunkohle. Die Lager waren jedoch nur 1—2 m stark, ein Abbau in dieser Tiefe also ganz unlohnend. Da man darauf auf festen, zusammenhängenden Fels kam, wurde die Bohrung eingestellt und die Brunnen zugeschüttet.



Die Pflanzen- und Tierwelt.



Die um und am Berge auftretenden Gesteinsarten verleihen einer nicht unbedeutenden Industrie Leben und Gedeihen und durch das Vorhandensein verschiedener Lehm- und Lettelager im Diluvium blühen eine Reihe größerer und kleinerer Ziegeleien. Ist dies Letztere auch in andern Gegenden Schlesiens der Fall, so gibt der wertvolle Quarzitschiefer, zumteil auch die Kalk- und Granitlager dieser Gegend doch etwas Eigenartiges, nicht überall Vorkommendes.

Auf dem Gebiete der Pflanzen- und Tierwelt ist eine solche Eigenart nicht zu erwarten; dazu ist der Bezirk zu klein. Gleichwohl dürfte es angebracht sein, auch kleinere Unterschiede hervorzuheben und die Stellung der von dem Turme des Rummelsberges übersehbaren Fläche im Verhältnis zu ganz Schlesien näher zu kennzeichnen. Der Vergleich wird sich vorzugsweise aus selbstverständlichen Gründen auf die landwirtschaftliche Bodenkultur erstrecken und nach den mir zu Gebote stehenden Daten die drei Kreise Strehlen, Münsterberg und Nimptsch, die etwa die Umgegend des Berges ausmachen, im Gegensatz zum übrigen Schlesien stellen.

Den Wanderer, welcher die große, auf dem linken Oderufer zwischen Glazer Reisse und Weistritz gelegene, fast völlig waldlose Ebene durchschritten hat, nehmen am Rummelsberge wieder zusammenhängende Waldflächen in ihren Schatten auf. Von Strehlen bis Münsterberg bedeckt den Rücken des Bergzuges Mischwald, der seine Fortsetzung in einigen

größeren Komplexen bei Olbendorf und Rogau (Meißner Stadtwald) findet. In ihm erglänzt als Juwel der schöne, 800 ha große Buchenwald von Heinrichau, der in den Leidensjahren Preußens 1807—15 für ein Spottgeld mit der Herrschaft an die Prinzessin Wilhelmine von Dranien verkauft wurde, in den sechziger Jahren der Art zum Opfer fallen sollte, durch Übergehen in den Besitz der Großherzoglich Sachsen-Weimar'schen Familie 1863 aber zum größten Teil vor diesem Schicksal gerettet wurde. Das Übrige ist, wie schon erwähnt, Mischwald, der aber leider immer mehr dem Nadelholze zu weichen scheint. Der raschere Wuchs, der engere Stand, die leichtere Bearbeitung und vielseitigere Verwendbarkeit des Nadelholzes läßt ja höhere wirtschaftliche Erträge erzielen, aber in landschaftlicher Beziehung ist das Verdrängen des Laubwaldes zu bedauern. Ich kenne wenigstens nichts langweiligeres wie einen geschlossenen Fichten- oder Kiefernwald, dessen in schnurgeraden Reihen gepflanzte Pyramiden eine Einförmigkeit bieten, als wenn sie eben aus der Spielschachtel herausgesetzt wären. Beim Durchschreiten sieht man nur Stämme und vertrocknete Äste, die dem Wanderer in die Augen schlagen; will man Wald sehen, so muß man den Blick zum Himmel richten; kein Sonnenstrahl fällt durch die Nadeln der um Licht und Luft kämpfenden Wipfel, auf dem mit Nadeln bedeckten Boden wächst nichts, kaum Moos, kaum ein Fliegenpilz; kein Vogel singt in den Zweigen und das Wild flieht die nahrungslose Einöde. Der Nadelwald ist für mich das Symbol des landschaftlichen Todes gegenüber dem herz erfreuenden Leben des Laubwaldes, dessen Geäst in allen Formen wechselt, dessen Laub in allen Farben schillert, der der Sonne befruchtende Strahlen auch den in seinem Schutz gedeihenden Gewächsen niederer Gattung liebevoll gönnt, in dessen Wipfeln der Wind rauscht, mit tausend Stimmen es ruft und lockt, zankt und schreit. Was des

Menichen Herz beeinflusst, Frühling und Herbst, Sommer und Winter, er macht es mit uns durch und scheint es mit uns zu fühlen, nur der Nadelwald steht ungerührt im selben Rocke das ganze Jahr hindurch da.

Unter den drei bezeichneten Kreisen hat Strehlen (21,66% der Gesamtfläche) und Münsterberg (21,25%) den meisten Wald, Nimptsch nur 17,05%, ein Verhältnis, welches den Gegensatz zwischen Berg und Ebene oder Wald und Ackerland ziemlich gut charakterisiert.

Für die Fruchtbarkeit des Bodens im Strehleuer Kreise spricht die Größe der vom Weizenbau in Beschlag genommenen Fläche (16,93%), an welche der Münsterberger noch nicht heranreicht (16,81%), während sie der Nimptscher mit 19,61% nicht erheblich übertrifft. Der Kreis Strehlen kommt in dieser Beziehung bereits an achter Stelle unter den schlesischen Kreisen überhaupt. Dementsprechend steht der Roggenbau zurück, er beträgt etwa das Doppelte der angebauten Weizenfläche. Hervorragend ist dagegen wiederum der Anbau der Gerste (14,68%), in welcher Strehlen nur von Leobschütz (17,72%), Frankenstein (17,39%) und Münsterberg (17,12%) überholt wird. Hafer und Kartoffeln stehen dagegen zurück, wenn auch ihre Kultur infolge der schlechten Korn- und Weizenpreise zugenommen hat, bei der Kartoffel freilich nicht, um sie als Eßfrucht zu verwerten — dazu ist der Boden hier zu schwer, eine gute Eßkartoffel wächst nur in leichtem, tiefen Sande —, sondern sie zu Spiritus zu verarbeiten.

Eine weit größere Bedeutung kommt wieder der Zuckerrübe zu. Nach den Kreisen Breslau mit 12,60% und Nimptsch mit 10,41% erreicht Strehlen die dritte Rangziffer mit 6,71% der bebauten Ackerfläche. Da gerade in dieser Gegend die ersten Versuche zur Gründung einer Zuckerrübenindustrie auch eine Stelle gefunden haben, lohnt es wohl etwas näher darauf einzugehen.

Die ununterbrochenen Kriege Napoleons I., welche die ganze Welt in Mitleidenschaft zogen, hatten den Seehandel lahm gelegt, und so stockte unter anderm auch die Zufuhr des Zuckers, welcher damals nur aus dem Zuckerrohr und Zuckerahorn gewonnen wurde, wodurch ganz Europa für diesen Artikel nur auf das Ausland angewiesen war. Der Zucker begann zu fehlen, der Zuckerpreis stieg, und da man bereits gefunden hatte, daß unsere Runkelrübe zuckerhaltig ist, machte Achard 1796 in Kunern bei Wohlau den ersten Versuch, aus ihr fabrikmäßig Zucker zu gewinnen. Nach einigen Jahren ging die Fabrik ein, da der billige Rohrzucker wieder ins Land kam. Die zehn Jahre später verhängte Kontinental Sperre, welche alle Häfen Europas den englischen Schiffen verschloß, verhieß einem erneuten Versuche günstige Erfolge, es entstanden in Krohn (Krain, von dem Landvolk aber Kroi genannt) bei Strehlen und in Eckersdorf, Kr. Neurode, neue Fabriken, um mit dem Aufhören der Sperre wieder einzugehen.

Diese Versuche erlagen nicht allein den ungünstigen Zeitläuften, sondern auch dem Mangel an Kapital und chemischen Kenntnissen. Es fehlte die heutige kultivierte ergiebige Zuckerrübe, und die Gewinnung des geringen Zuckergehaltes aus der Futterrübe war so roh und unvollkommen, daß bei der Einfuhr des billigen und besseren Rohrzuckers der Wettbewerb nicht aufrecht erhalten werden konnte.

Die Erfolge der Franzosen reizten indessen zu erneuter Tätigkeit, und so wurde 1829 der Betrieb in Eckersdorf wieder aufgenommen, dem sich allmählich weitere Unternehmungen anschlossen. Die im Jahre 1836 in Prieborn gegründete Zuckerfabrik gehört zu den ersten Schlesiens und ist zugleich ein Beispiel dafür, wie bescheiden solche Fabriken damals noch aussahen. Die ganze Betriebskraft wurde durch ein von Döhlen bewegtes Göpelwerk geliefert, der reine Zucker brauchte 8—10 Jahre, bis er aus der Lösung

auskrySTALLISIRT war, der gewöhnliche Verbrauchszucker war ein braunes, feuchtes Substrat zc. Erst 1848 wurde diese Fabrik mit Dampftrieb versehen.

Diesmal konnte nun nicht mehr die neue Industrie unterdrückt werden, aber sie schritt auch nur sehr langsam fort. Dies änderte sich, als der Krieg der amerikanischen Nordstaaten gegen die Südstaaten, die Hauptlieferanten des Zuckers, 1861 ausbrach. Unter dem Vorwande, im Sinne der Menschlichkeit die Sklaverei in den Südstaaten aufzuheben, wurde die Macht der durch die Sklaven reichgewordenen Baumwollen- und Zuckerbarone gebrochen, die Pflanzungen verwüstet und auf viele Jahre hinaus brach gelegt, da keine Hand da war, sie von neuem zu pflanzen und zu pflegen. Von der Auslandskonkurrenz befreit blühte nun in Europa die Zuckerindustrie mächtig auf, der jetzt erst gut lohnende Erwerbszweig ließ rasch Fabrik nach Fabrik entstehen. Die Konkurrenz im eigenen Lande vervollkommnete die Maschinen und verbilligte den Zucker, und heut ist der Wettbewerb des Auslands nicht mehr zu fürchten. Der höhere Ertrag des Ackers durch Rübenbau für den Landwirt beruht allerdings auch mehr auf Einbildung als richtiger Berechnung.

Die Prieborner Fabrik aber, welche durch ihren weitblickenden Gründer, Amtsrat v. Schönermarck, bahnbrechend vorangegangen war, den Wettkampf mit dem Auslande siegreich bestanden hatte, ging 1889 durch mißliche Umstände, durch Unterliegen im Kampf mit der i n l ä n d i s c h e n Konkurrenz infolge Fehlens der Bahnverbindung ein.

Die statistischen Zahlen für sonstige Kulturpflanzen bieten für die ins Auge gefaßten drei Kreise nichts Bemerkenswerthes. Nur glaube ich hier Veranlassung nehmen zu müssen, meinen Lesern ins Gedächtnis zurückzurufen, daß

wir Schlesier den Klee, die Lupine und die Kartoffel unserem ersten und größten Könige, Friedrich dem Großen verdanken.

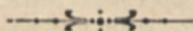
Auch von der Tierwelt ist nichts Wesentliches zu sagen, wenn nicht einige Merkwürdigkeiten zu erwähnen wären.

Der Dachs kommt in den am Berge liegenden Wäldern immer noch in einigen Exemplaren vor und wird wegen seiner Vorliebe für ungekochte Eier (von Fasanen, Rebhühnern) und der Ruhmsucht des Waidmanns grimmig verfolgt. Von niederen Tieren sollen Kreuzottern vorhanden sein, doch müssen sie sehr selten sein, da sie vorzugsweise in Sägergeschichten auftreten; dagegen sind Ringelnattern eher zu finden, die besonders in feuchten, sumpfigen Waldgegenden nicht nur nach Fröschen jagen, sondern auch niedrige Büsche, Haselnußsträucher und dergl. erklettern, um Vogelnester auszunehmen. Ich halte es deswegen für kein Unglück, wenn eine der „nützlichen“ Ringelnattern statt einer Kreuzotter erschlagen wird, sondern bin der Meinung, daß sofortiges Zuhauen das Beste ist. Man kann sich ja nachher in Ruhe und ohne Gefahr ansehen, was man eigentlich umgebracht hat, vorher wirds gewöhnlich nicht möglich sein.

Die geordnete Pflege der Wasserläufe und Gräben hat nicht allein das Geschlecht der Frösche fast ausgerottet, sondern auch das der Krebse. Wenigstens bringen es die letzteren, die bekanntlich sehr langsam wachsen, nur durch einen glücklichen Zufall zu leidlicher Größe. Um so wunderbarer erscheint es, daß ab und zu noch Schildkröten gefunden werden (z. B. bei Arnsdorf), und zwar von ganz respektabler Größe.



Geschichte.



Bis zum Jahre 1000 n. Chr. G. kann von einer Geschichte Schlesiens nicht gesprochen werden. Wohl bestehen einige dürftige Angaben römischer Schriftsteller, aus welchen wenigstens auf die Nationalität der Einwohner geschlossen werden kann, aber auch diese werden von anderen Forschern wieder in Zweifel gestellt. Nach Pertsch ist vor der Völkerwanderung Schlesien von Deutschen, dem Stamme der Silinger, bewohnt gewesen, von diesen, die sich den Vandalen angeschlossen, dann verlassen und von polnischen Einwanderern besetzt worden. Mit diesen dürftigen Notizen schließt die historische Überlieferung ab. Der Grund für das Fehlen einer Geschichte ist jedoch weniger in dem Mangel an Aufzeichnungen zu suchen, als vielmehr darin, daß bis zum Jahre 1000 Schlesien überhaupt keine Geschichte hatte. Vor der Völkerwanderung saß in kleineren oder größeren Ansiedlungen, Dörfern, vereinigt eine Anzahl Ackerbauer und Jäger auf ihrem Grundbesitz und vertrat sich schlecht und recht mit einander, aber im Übrigen waren sie völlig unabhängig, erkannten keinen Herrscher über sich, weil sie keinen nötig hatten und sich keiner um sie kümmerte. Ihr Dörfchen war ihre Welt und darüber hinaus lernten sie in ihrem ganzen Leben nichts kennen. Diese Absperrung der Ortschaften von der Außenwelt hat sich ja noch weit in die Neuzeit erhalten, und es ist noch nicht lange her, daß der Freier, der ins Nachbardorf „auf die Heirat ging“ der Feindschaft der ganzen Nachbardorfjugend ausgesetzt war.

Zu diese idyllische Ruhe brachte die Völkerwanderung eine vorübergehende Abwechslung, darauf aber traten die alten Verhältnisse wieder ein.

Dafür stehen uns Zeugen zu Gebote, welche uns nicht über die Geschichte, aber doch über das Leben, die Sitten und den Bildungsgrad der Bewohner Aufschluß geben. Die Erde hat sie uns bewahrt in der Gestalt von Töpfen, Urnen mit Knochenresten, verrosteten Waffen und Schmuckgegenständen.

Die Fundorte, welche größtenteils Gräberstätten sind, legen unzweifelhaft dar, daß schon Jahrhunderte vor Christi Geburt die Ebene um den Zobten herum mit Ansiedlungen dicht bedeckt war. Die Grenze läßt sich sogar ziemlich scharf ziehen; sie reicht nach Süden bis ans Sulengebirge, nach Osten bis an den Kryhnbach. In diesem Raume treten Funde aus allen Zeitepochen auf, von der Steinzeit bis zur Bronzezeit, ein Beweis, wie alt die Bebauung hier gewesen sein muß. Über den Kryhnbach hinaus nach Osten hören die Gräberstätten auf, zwischen Rummelsberg und Kryhnbach sind aber noch einige Gräber aufgedeckt worden.

Das bedeutendste von diesen liegt bei dem Dorfe Krummendorf an einem Abhange, welcher von der Kirche herab nach der Chaussee führt. Die Urnen, in denen sich die verbrannten und dann kleingeschlagenen Knochen der Beerdigten vorfanden, zeigten verschiedene Ausstattung, offenbar je nach dem Ansehen und Vermögen des Toten reicher oder armer hergestellt. Große, wohl bis zehn Liter fassende, dickwandige, roh gebrannte Gefäße von grauer Farbe nahmen vielleicht die Überreste der Ortsarmen auf, während schön gearbeitete, mit Punkten und Linien verzierte, außen mit Graphit (der noch jetzt in Sackerau gefunden wird!) glänzend grauschwarz, innen mit einer Ockerfarbe (Eisenoxyd) rot gefärbte Urnen den Reichtum ihrer Bewohner bewiesen. Diese kostbaren Graburnen standen in einer flachen Schüssel, und ringsherum waren Beigaben von Trinkschalen mit Henkeln, Tassen (unsern Teetassen ganz ähnlich), ganz kleinen Töpfchen, welche mit einem an zwei Schnüren gehenden

Deckelchen geschlossen wurden, Kinderklappern, indessen auch Beilen aus Grünstein u. s. w. aufgestellt. Als der Dampfpflug das erste Mal über dieses Feld ging, warf er die Gefäße haufenweise heraus, jetzt bringt er nur noch ab und zu Trümmer ans Tageslicht, aber aus den wenigen gesammelten Scherben baut sich im Geiste ein ganzes Dorf auf mit seinen Bewohnern und ihrem Treiben, ihrer Beschäftigung und ihren Leidenschaften. Welche stolze Rolle mag der reiche Großbauer damals im Dorfe gespielt haben, dessen Urne jetzt zertrümmert im Regen zerweicht und dessen Knochen das Rübenfeld ebenso düngen helfen, wie die des armen Hürigen, dessen Gebeine samt der Asche und den noch glimmenden Kohlenresten eilig in einen halbgebrannten Topf geworfen und versenkt wurden. Wie oft mag die Hausfrau die zierlichen Tassen und Töpfchen bei Tisch gefüllt haben, die nun bei ihr ruhten, und welche Tränen mag die Mutter über der Urne ihres Lieblinges vergossen haben, als sie ihm sein Spielzeug, die Kinderklapper, ins Grab legte. — Ihrer Hände Werk ist auf unsere Zeit gekommen, und wir wissen nicht, welche Sprache ihr Mund redete, und können kaum vermuten, welchen Namen sie führten.

Die Krummendorfer Gefäße sind noch ohne Drehscheibe angefertigt und stammen aus dem letzten Jahrtausend vor Christi Geburt. Auch bei Prieborn sind noch einige Urnen gefunden worden, weiter nach Osten jedoch nicht mehr. Hier muß also die Grenze des bebauten Landes gewesen sein und von hier nach der Ober zusammenhängender Wald gestanden haben. Der Name des letztgenannten Dorfes: przy bora, „am Walde“, was doch nur an dem bekannten großen Walde heißen kann, läßt wenigstens darauf schließen.

Doch die im Schoße der Erde geborgenen Urkunden geben uns wohl die Versicherung, daß die Ebene um den Zobten seit Jahrtausenden urbar gemacht war, aber keinen

Aufschluß über die Nationalität der Bewohner. Daß der deutsche Stamm der Silinger hier hauste, schließt Partsch aus einer Notiz des Tacitus. Um das Jahr 1000 n. Chr. wird derselbe Name von Thietmar von Merseburg erwähnt, der am Zobten einen Gau der Silinger aufzählt. Es muß also doch ein größerer Teil dieses Stammes hier zurückgeblieben sein, da sich trotz der Völkerwanderung der Name bis auf diese Zeit erhalten konnte. Denselben Namen trug bis ins 14^{te} Jahrhundert hinein der Zobten; er hieß Slenz, und von hier aus ist er wieder auf das ganze Land „Schlesien“ (zu welchem bis 1500 Ober-Schlesien niemals gerechnet wurde!) übergegangen.

Sollte sich außer diesem vereinzelteten Fall nun gar nichts mehr in Schlesien erhalten haben, was an die deutsche Urbevölkerung erinnert? Wie der Zobten kann auch der Rummelsberg seinen alten deutschen Namen bewahrt haben, er klingt wenigstens ganz deutsch.

Dies ist jedoch nur scheinbar, der Berg hieß früher anders. Lucä nannte ihn 1869 schon den „Rommelsberg“, dagegen heißt er in den eine Zeit lang geführten Akten der Königl. Charité nur „Romsberg“, andere wieder nennen ihn Rabsberg, eine Benennung, die garnichts für sich hat, da es oben weder Rabs noch Raben gibt, oder Ruhmsberg, nach dem Ruhme, den die Breslauer durch seine Eroberung erworben haben sollen (!). Der Name ist aber polnisch und am richtigsten lautet er Romsberg. Er kommt von dem Worte grom, der Donner, (g gesprochen wie Gaumenlaut ch) und heißt also der „Donnerberg“. Der Gaumenlaut ch, der am Anfange eines Wortes im Deutschen nicht vorkommt, ist fortgefallen und es blieb vom Chromsberg nur noch der Romsberg. Für diese Abstammung zeugt noch ein zweiter Name, nämlich Crummendorf. Das ist das Dorf am Romsberg, hier ist aber der Gaumenlaut stehen geblieben, vielleicht, weil seine polnische Bevölkerung den

Namen noch lange polnisch aussprach, als schon der Romsberg wegen seiner größeren Bedeutung in die deutsche Sprache und Aussprache übergegangen war. Aber auch hier ist das *ch* wenigstens in *R* umgewandelt worden. Das Dorf hieß übrigens früher Crommendorf und wird noch heut mit *C* geschrieben.

Wenn es nun richtig ist, daß der Kummelsberg der Donnerberg ist, so muß diesem Namen irgend eine Bedeutung zugrunde gelegen haben. Es ist nicht nötig, daß der Name, weil er polnisch ist, auch von den Polen her stammt, diese ihn also zuerst ihm verliehen haben, sondern er kann ebensogut eine Übersetzung der ursprünglich deutschen Benennung sein. Durch das Eindringen der Polen ist ja die Urbevölkerung nicht vollends verdrängt, oder ausgerottet worden, sondern es blieb immer noch eine größere Anzahl derselben im Lande zurück, welche, wie das leider bei den Deutschen immer geschieht, die fremde Sprache annahmen, aber Sitten und Gebräuche dem Eroberer aufzwingen.

Derartige urdeutsche, aus der alten deutschen Götterlehre stammende Sitten finden sich noch in Schlesien vor, welche nicht gut der später erfolgten christlich = deutschen Einwanderung zugeschrieben werden können. So bestehen noch die Sonnenwendfeuer, sog. Johannisfeuer, welche aber am Vorabend des Johannestages, am 23. Juni, nicht am 24. abgebrannt werden, da bei den alten Deutschen der Tag mit Sonnenuntergang begann.

Ferner findet man öfters auf den Feldern in einer Ecke des frisch bestellten Ackers im Dreieck gestellt drei Kreuze aus Ruten gebrochen, welche aber keine Kreuze sind, sondern drei Hämmer, das Wahrzeichen Thonars (Donners), des Donnergottes, d. h. der warmen, befruchtenden Regen spendenden Gewitterwolke, welche die frische Saat zum Keimen bringen sollte.

Diese Gebräuche, längst nicht mehr verstanden, werden noch heute geübt wie vor 2000 Jahren, sie weisen auf die

ursprünglich deutsche Bevölkerung hin. Was sollte uns hindern, den Namen „Donnersberg“ auch den Deutschen zuzuschreiben? Neben dem Zobten die einzige Erhebung in der angebauten Ebene konnte er für sie eine geheiligte Stätte sein. Vielleicht war er dem Thonar geweiht und hieß Thonarsberg. Auch der Zobten ist eine alte Kultusstätte, wie Thietmar bezeugt, noch im Jahre 1000, und die Reste derselben sind noch heut vorhanden.

Spuren einer Opferstätte haben sich indessen am Rummelsberge nicht gefunden und so bleibt diese Annahme eine Vermutung, die aber doch nicht aller Wahrscheinlichkeit baar ist.

Mag dem sein, wie ihm wolle, der Rummelsberg führt noch heut seinen Namen mit Recht, er ist für die Umwohnenden noch heut ein „Donnerberg“.

Die bei uns fast stets von Westen kommenden Gewitter stoßen sich am Berge, können nicht über denselben hinweg, sondern teilen sich und gehen zu einem Teil um das Nordende herum über Mückendorf, Eisenberg u. s. w., zum andern Teil um das Südende über Gläsendorf, um sich schließlich bei Grottkau wieder zu vereinigen. So kommt es vor, daß die unmittelbar östlich unterm Berge liegenden Ortschaften wochenlang keinen Regen bekommen, während an der Westseite fast täglich Regen fällt. Diese verhältnismäßig regenfreie Zone bildet ein gut begrenzbares Dreieck, dessen Grundlinie auf dem Rücken der Strehleener Berge liegt, dessen Spitze in der Nähe von Grottkau bald mehr südlich, bald nördlich schwankt. Von dieser Stadt aus kehrt dann zuweilen das Gewitter nach dem Berge zurück, wenn es sich noch nicht ausgetobt hat.

Die Erklärung für diese Erscheinung ist freilich einfach, und ich möchte sie hier anfügen, weil gerade an diesem Berge der geschilderte Vorgang in einer Reinheit auftritt, wie sie wohl selten sonst zu finden sein wird.

Wird durch längere Sonnenstrahlung die Luft am Erdboden erwärmt, so versucht sie sich auszudehnen und kommt, so lange dies durch die darüberliegenden Luftschichten nicht möglich ist, in eine sich stetig steigende Spannung, genau so wie der Wasserdampf im Dampfkessel durch die Heizung immer höher gespannt wird. Endlich ist die Spannung der Bodenluft so groß, daß sie den Druck der auf ihr lastenden Luftschichten überwindet und emporsteigt. Dabei kühlt sie sich wieder ab, da sie sich ausdehnt, wodurch sich der in ihr enthaltene Wasserdampf zu Wasser verdichtet und als Regen unter Blitz und Donner herabstürzt. Dieser Vorgang, den wir Gewitter nennen, beginnt an der am stärksten erwärmten Stelle und greift dann auf die umliegende, etwas schwächer erwärmte Luft über. Es wird so gewissermaßen die Luft von einem Punkte aus aufgerollt, „das Gewitter zieht weiter.“

Kommt somit das Gewitter an den Rummelsberg — und da bei uns vorherrschend Westwinde wehen, wird es von Strehlen aus nach diesem hingetrieben — so muß es weit höher steigen, um über ihn hinwegzukommen, als wie im flachen Lande. Nachdem es ihn nun überwunden hat, müßte es an seiner Ostseite wieder heruntersinken; damit hört aber das Regnen auf, denn beim Herabsteigen preßt sich die Luft wieder zusammen, wird dadurch wärmer und verhindert die Kondensation des Wasserdampfes zu Regen. Es regnet also bei allen von Westen kommenden Gewittern im Osten des Rummelberges nicht.

Rechts und links vom Strehleener Bergzuge geht aber das „Aufrollen“ der Luftschichten, das Gewitter ruhig weiter, bis es etwa bei Grottkau zu einem verschmilzt.

Bis auf das Dreieck: Strehleener Berge—Grottkau ist nun ringsherum die warme, feuchte Luft abgezogen und hat kalter, trockener Platz gemacht, jetzt beginnt das Aufrollen der warmen Bodenluft auch in diesem Dreieck von Grottkau

aus, „das Gewitter kommt zurück!“ Mittlerweile ist es aber Abend geworden, — das Gewitter beginnt fast stets nach Mittag und zieht im Laufe des Nachmittags nach Grottkau, — dadurch ist von selbst Abkühlung eingetreten und es entsteht eine erhebliche Verzögerung. Das Gewitter tobt die Nacht hindurch, weniger heftig, aber länger, und verwandelt sich oft am nächsten Tag in Regen oder trübes Wetter.

Herrschen keine Winde, — welche ja den Spannungsausgleich der Luftschichten durch Durcheinandermischen erheblich befördern, — so steigert sich die Spannung außerordentlich hoch, bis die Luftsäule explosionsartig emporfliegt und den sich dabei bildenden Regen in solche Höhen hinaufreißt, daß er dort gefriert und dann als Hagel vernichtend zur Erde stürzt. Je stiller die Luft, je schwüler die Hitze, desto eher ist Hagel zu befürchten, und darauf hat der Berg keinen Einfluß, da er nicht mehr als Schutzwand gegen sich bewegende Luftschichten dienen kann. So lange aber Westwinde wehen, haben die östlich des Berges Wohnenden von Hagelschlag nichts zu fürchten.



Von der
Einwanderung der Deutschen
bis zur Zerstörung der Burg
auf dem Kummelsberge.

Bis ins zehnte Jahrhundert hinein war nun Schlesien im unbestrittenen Besitze der Polen, d. h. es lebte hier eine polnische Bevölkerung, es herrschten polnische Sprache und polnische Sitte. Gegen das Ende dieses Zeitraums hat sich bereits eine Art staatlichen Gemeinwesens herausgebildet, indem größere Teile des Landes unter der Herrschaft adliger Polen stehen, deren Leibeigene, Hörige die auf diesem Gebiete lebenden Einwohner sind. Die Mächtigsten der Adligen werden als Herzöge bezeichnet und dehnen zeitweise je nach Begabung und Tatkraft ihre Herrschaft auf andere Landesteile aus.

In den vielen polnischen Benennungen von Orten, Bergen, Flüssen, Sümpfen hat sich die Erinnerung an jene Zeit erhalten. Über den „Komsberg“ und „Crommendorf“ habe ich bereits gesprochen, von sonstigen Örtlichkeiten wäre noch zu erwähnen: Strehlen, das Dorf der Pfeilschützen (von strzelenie der Pfeilschuß). Die unmittelbare Nähe des mächtigen Waldes und die Art der Bewaffnung weisen auf eine Bevölkerung von Jägern hin, Strehlen würde also das „Jägerndorf“ im Deutschen sein. Möglicherweise war es ein Sitz herzoglicher Jäger, welche, wie es Sitte war, in eigenen Dörfern wohnten und nur zu gebotenen Gelegenheiten

(Treibjagden) aufgerufen wurden. — Glambach (Glan = bagno) ist „der dicke (tiefe) Sumpf“, Rosen (rogozi = Binse) das „Binsendorf“; Striege stammt wohl von strykaz sprudeln, Kraßwitz von kraska, die Elster und Künern vielleicht von kuma, der Marder. Alle diese Namen bezeichnen Eigentümlichkeiten der Örtlichkeit, Bodenbeschaffenheit, Vorwiegen von Pflanzen- und Tierarten. Sie haben vielleicht erst dem Fleck angehaftet und sind von diesem auf den später gegründeten Ort übergegangen. Ein solches allmähliges Verschieben der ursprünglichen Bedeutung lassen andere Namen heut schon leise erkennen. Die „Kalinke“, worunter man heut den Berg versteht, bedeutet astreicher Wald, Gestrüpp (galezie, sprich galendschie), Goy (gay) heißt „der Wald“, Chryhna ist „der Bach, die Quelle“, heut genannt der Chryhnbach, der Guhrberg stammt von gora (sprich gurra), zeigt also ebenfalls die polnische Benennung mit der angehangenen deutschen Übersetzung.

Tschammendorf ist der Bauplatz (czambrowina = Bauholz), Pogarth die Brandstelle (pogorzec verbrennen), Sackerau das zugeschnittene, abgegrenzte Stück (von Zakrawek) Karschau ist Rodeland (von karczowisko, roden) Katschellen ein Stück von einem solchen (olzielko = der Teiler) Katschwitz (früher Katschawitz) dasselbe wie Karschau, Dobrischau ist das gute Roggenfeld (dobre gut und rez [sprich rijsch] = Roggen).

Sämtliche zur letzteren Gruppe gehörigen Namen geben den Begriff der Neuan siedelung wieder, des Bäumeschlagens, Rodens (auch durch Brand!), Ausmessens, Aufteilens und Urbarmachens des gewonnenen Ackerlandes im dichten Walde. Es ist daher die Annahme nicht von der Hand zu weisen, daß auch diese Dörfer rein deutschen Ursprungs sind und ihre polnische Bezeichnung bekamen, weil die polnische Sprache noch die herrschende war, genau so, wie Nimpfisch der polnische Name für „die Ansiedelung der Deutschen“ (niemzi = die Deutschen) geblieben ist.

Ein anderer Teil rein deutscher Gründungen hat gleich beim Entstehen polnische Bezeichnung erhalten, wenn sie neben einem polnischen Dorfe stattfanden. Sie wurden nämlich stets außerhalb des Weichbildes und der Äcker des letzteren gelegt, aber nach ihm benannt. Die deutsche Neugründung wuchs zur Stadt, der polnische Ort blieb Dorf und trägt heut ein „Alt“ vor seinem Namen, so Alt-Grottkau, Alt-Banjen, Altstadt-Strehlen.

Die letzte Gattung, die aber durchaus nicht die Mehrzahl ausmacht, trägt rein deutsche Namen: Arnsdorf (Arnoldisdorf), Bärz-(Bertholds-)dorf, Däh-(Dezions-)dorf, Riegers-(Rüdigers-)dorf, Ruppers-(Rupprechts-)dorf u. s. w., alle nach dem Gründer benannt, der die Dörfer „nach deutschem Rechte ansetzte“.

Ursprünglich polnische Ortschaften lassen sich vielfach noch daran erkennen, daß ihre Höfe im Kreise zusammengedrängt liegen und die dazu gehörigen Äcker strahlenförmig darum oder regellos verteilt sind, während die deutschen Ansiedlungen an einer Straße sich hinziehend ihre Wirtschaften und Äcker als parallele Streifen nach rechts und links aufweisen. Dasselbe ist bei den Städten der Fall, bei denen durch diese Art der Grundbesitzverteilung in der Mitte der viereckige „Ring“ entstand (von rynek, der Markt).

Um das Jahr 1000 finden sich die ersten Spuren deutscher Ansiedelungen. 990 erstürmt Mesko, der erste christliche Polenherzog, die Burg Nimptsch, deren Name und das Zeugnis Tietmars beweisen, daß die Burg von deutschen Rittern in slavischem Solde gebaut war. Von einer deutschen Einwanderung kann man jedoch erst gegen das Ende des 12. Jahrhunderts sprechen.

Die slavische Bevölkerung betrieb ausschließlich Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Fischerei. Die Hörigen entrichteten ihren Herren den Zins von dem Ertrage ihrer Beschäftigung, also den unmittelbarsten Lebensbedürfnissen, die sich eben

auf Nahrung und Kleidung beschränkten. Eine anderweitige Verwendung der überschüssigen Erträgnisse war wegen des Mangels von Straßen und jeglichen Verkehrs ausgeschlossen, folglich wurden auch keine Überschüsse gemacht. Die Bekanntschaft mit deutscher Kultur durch Besuche des kaiserlichen Hofes, durch Verkehr mit deutschen Rittern ließ nun in dem Herzen der slawischen Herzöge und Adligen die Sehnsucht nach feineren Genüssen, als ihre bisherigen waren, entstehen, diese waren aber nur außerhalb ihres Landes zu haben und nur gegen Geld. Das gab es aber unter der slawischen Bevölkerung nicht und war auch für ihre Ackerprodukte nicht zu bekommen. Um diesem Mangel abzuhelpen, rief man deutsche Ansiedler ins Land. Die hereinziehenden Deutschen stellten der Masse der polnischen Leibeigenen gegenüber ein ganz anderes Element dar. Sie waren freie Männer, deren Hände Fleiß ihnen allein gehörte, die deshalb es verstanden, in weit höherem Maße den Boden zu nutzen und die Erträgnisse zu verwerten, welche die hochentwickelte Kenntniss der Gewerbe, die Kunst des Bergbaus mitbrachten und durch die Verbindung mit der Heimat die Wege für den Abfluß der eigenen Produkte und den Zufluß auswärtiger offen hielten. Als Ersatz für das geschenkte Land und die ihnen gewährten Freiheiten zahlten sie dem Herzog einen Zins, eine Steuer in Geld. Es waren also die deutschen Ansiedlungen eine reine Finanzspeculation der polnischen Herrscher, ein Mittel, Geld in die Hand zu bekommen und die bei der herrschenden polnischen Wirtschaft und Leibeigenschaft, welche jedes Arbeiten über die gerade ausreichenden Bedürfnisse hinaus verbot, sehr geringen Einnahmen aus dem Landbesitze aufzubessern. Das herzogliche Domänenland hatte mit Einschluß der viele Quadratmeilen großen Wälder eine ungeheure Ausdehnung (von der man sich einen Begriff machen kann, wenn man alle deutschen Gründungen, Städte und Dörfer zusammenrechnet, sicher über zwei Drittel

ganz Schlesiens!), ohne dem Herzog selbst aber etwas einzubringen; die Schenkung unbebauten Landes machte ihn daher nicht arm, sondern trug ihm reichen Zins.

Nationale Gesichtspunkte, die beabsichtigte Verdeutschung des Landes etwa aus einer Art Vorliebe und Bewunderung für das hochentwickelte und intelligente Volk, waren bei der Ansiedlung ganz ausgeschlossen, kamen den Herzögen gar nicht in den Sinn. Auch eine Auffrischung des Blutes durch Verschmelzung beider Völkerschaften kam nicht in Betracht, denn die Deutschen als freie Männer hielten sich von den polnischen Hörigen abgeschlossen, lebten für sich, und mehr wie ihre Sprache schützte sie vor einer Vermischung das deutsche Bürgerrecht, das sie aus der Heimat mitbrachten und das ihnen auch hier gewährt werden mußte.

Was aber als Finanzspeculation begonnen hatte, wurde ganz von selbst zum Siege des Deutschtums in Schlesien. Mit dem vermehrten Zuzug stieg der Einfluß der Deutschen, bis sie die führende Rolle im Lande hatten. Unter Heinrich I., dem Gemahl der heiligen Hedwig, ist das Übergewicht der Deutschen entschieden; von einer deutschen Mutter geboren, deutsch erzogen, mit einer deutschen Prinzessin vermählt, hat er dem Deutschtum in Schlesien zum Siege verholfen.

Von dieser Zeit an ist Schlesien deutsch und ist es durch alle Anfeindungen hindurch bis auf den heutigen Tag geblieben, ein Eckpfeiler des Germanentums gegen den Aufsturm der Slaven, nicht nur nach Osten hin gegen die Polen, sondern auch nach Westen gegen die Tschechen.

Denn, was nicht ausbleiben konnte, kam auch: Die Erhebung der slavischen Völkerschaften. Die bevorzugte Stellung der Deutschen, ihr wachsender Reichtum, ihre blühenden Dörfer und Städte erweckten die Habgier der Polen, und plötzlich fanden sie ihr Nationalitätsgefühl wieder, das sie gegen die „frecen Eindringlinge“ zum Kampfe aufrief, wenn diese Eindringlinge ihr Besitztum auch nicht mit

der Schärfe des Schwertes den Einwohnern entrissen, sondern durch harte Arbeit unbewohnten Wäldern und Sümpfen abgerungen hatten, an die sich polnische Trägheit und Bequemlichkeit freilich nicht heranwagten.

Der erste Stoß ging gegen den deutschen Ritterorden in Ost- und Westpreußen, der endlich 1410 in der Schlacht bei Tannenberg unterlag. Von 19000 deutschen Dörfern waren damals 16000 vom Erdboden verschwunden, die übrigen 3000 wurden durch polnische Soldaten polonisiert. Hier ist damals die deutsche Sprache und Kultur vernichtet worden.

Neun Jahre später gelangt zum Siege das Tschechentum in Böhmen. Unter dem Bilde eines Glaubenskrieges befreit sich Böhmen in den Hussitenkriegen von der deutschen Herrschaft, und diese Kämpfe zogen nun auch Schlesien in Mitleidenschaft. 1425 brechen die ersten Haufen der hussitischen Heere, welche ihr eigenes Land bereits ausgezogen hatten, um sich anderweit Unterhalt zu suchen, in Schlesien ein, und verwüsten es neun Jahre lang in der furchtbarsten Weise. Verfuhrren sie auch entsetzlich gerade gegen die katholischen Priester, so erklärt sich das leicht aus dem Haß, den die scheußlichen Hinrichtungen hervorgerufen hatten, mit denen vorher die schlesischen Deutschen die abtrünnigen tschechischen Keger strafen zu müssen. Für die Deutschen war es ein Religionskrieg, ein Kampf um den Glauben, sie erkannten es nicht, daß hierbei die Religion nur der Vorwand war, die wahren Gründe rein materieller Natur waren. Es handelte sich vielmehr um einen Kampf zwischen den Nationalitäten. Denn erstens haben die Hussiten während der neun Jahre, die sie Sommer und Winter hindurch in Schlesien hausten, keinen Versuch gemacht, ihre Lehre weiter zu verbreiten, weder mit Überredung noch Gewalt, vielmehr betrachteten sie ihren Glauben als etwas nur dem wirklichen Tschechen zukommendes. Andererseits sahen auch die übrigen Slaven in den Hussitenkämpfen nicht den

Krieg gegen den katholischen Glauben, sondern gegen die Deutschen. Das beweisen zur Genüge ihre Bündnisse mit den Böhmen, ihr direkter Bezug zu den hussitischen Heerhaufen, die selbständigen Einfälle in Schlesien und der massenhafte Abfall der schlesischen Adligen polnischer Abkunft von der Sache des deutschen Kaisers, das erkannte Kaiser Sigismund selbst, als er das Anerbieten der Polen, ihm gegen die Hussiten zu helfen, mit den Worten zurückwies: „Was soll ein Slave gegen den andern helfen?“

1434 kommt endlich der Friede mit den Hussiten zu stande, aber noch lange nicht der Friede in Schlesien. Die furchtbaren Verwüstungen und Erpressungen, die neun Jahre lang das Land heimgesucht hatten, hatten die kleineren Städte und Dörfer vom Erdboden weggesegt, das flache Land entvölkert, den größeren Städten ihre Landgüter vernichtet, ihnen und ebenso den Edelleuten die Einkünfte geraubt und sie mit ungeheuren Schulden belastet. Die großen Städte freilich, wie Breslau und Schweidnitz, die den böhmischen Räuberhorden widerstanden hatten, waren zu Macht und Ansehen gelangt, sie hatten mit Ausnahme ihrer ländlichen Besitzungen verhältnißmäßig am wenigsten gelitten, aber dabei gelernt, daß die Kraft des Schwertes noch immer der beste Schutz ist und daß eine tüchtige Söldnerschar billiger ist und mehr Eindruck macht, als die reichlichsten Lösegelder.

Außerhalb dieser Städte sah es um so trauriger aus. Der auf seinen Grundbesitz angewiesene Edelmann wußte nicht mehr, wovon er leben sollte, und so nahm er es, woher er es bekam. Das Faustrecht und Raubritterwesen kam mächtig in Blüte, und da die Plünderungen von seiten tschechischer Parteigänger auch nach dem Frieden nicht aufhörten und fortgesetzt Einfälle der Polen stattfanden, so war für die Grundbesitzer auch die Möglichkeit abgeschnitten, wieder in geordnete ruhige Verhältnisse zu kommen, sie blieben auf das Rauben angewiesen.

Ich habe es für nötig gehalten, bis zu dem Zeitpunkte, wo der Rummelsberg in der Geschichte Schlesiens eine Rolle, wenn auch eine bescheidene, zu spielen beginnt, die historische Entwicklung dieses Landes in flüchtigen Umrissen wiederzugeben, da nur auf diese Weise ein richtiges Verständniß für das Folgende gewonnen werden kann. Aus dem wenigstens, was die beiden Schriftsteller, die sich bisher mit dem Rummelsberge beschäftigt haben, Benno von Winkler (1874) und Pastor Schimmelpfennig (aus Arnsdorf: 1878 und früher), über den Helden des Berges und seine Taten berichtet haben, ist dies nicht möglich gewesen, da ein gewisser Lokalpatriotismus und vielleicht Vorliebe für die geschilderte Persönlichkeit das Bild wesentlich verwischt haben. Ob meine Ausführungen freilich Besseres leisten werden, muß ich dem Urtheil des Lesers überlassen.

Die ersten Besitzer des Rummelsberges sind unbekannt. Um die Mitte des 14^{ten} Jahrhunderts werden als Inhaber einiger Ortschaften am Berge die Herren von Czambor (Tschammer) erwähnt, worauf die Namen Polnisch- und Deutsch-Tschammendorf und Tschammerhof hinweisen sollen, wofern es nicht gerade umgekehrt ist. Die ersten sicheren, urkundlich gestützten Nachrichten sind hingegen 100 Jahre älter, fallen in die Zeit der Hussiteneinfälle, und als Inhaber des Berges werden die Czirne genannt.

Dieses Geschlecht gehörte zum ältesten und angesehensten Adel Schlesiens und hatte einen verhältnismäßig großen Landbesitz im Westen dieses Herzogtums inne, so die Burgen Volkshayn, Nimmerfatt, Falkenstein. Doch auch südlicher treten Mitglieder der Familie als Eigentümer von Gütern auf, von denen wir nur die drei Gebrüder, Hain, Siegmund und Opiz v. Czirn auf Prieborn, Stebenhufen und Habendorf erwähnen wollen. Als Stammsitz, von dem sich ihr

Name herleitet (czerny = schwarz) wird Tschirnau (Czirnaw = Schwarzdorf) bei Guhrau vermutet. Im 14. und 15. Jahrhundert führten sie das „von“ als Bezeichnung ihres Adels, ließen es im 16^{ten} fort, wie man z. B. auf den gut erhaltenen Grufdecksteinen in der Prieborner Kirche sehen kann, um es im 17^{ten} wieder anzunehmen.

Der bedeutendste ist wohl Hain v. Czirn, wahrscheinlich der älteste, sicher aber der gewalttätigste der drei Brüder. In dem Hussitenkriege steht er anfangs auf seiten der deutschen Städte und verteidigt gleich beim ersten Einfall mit Erfolg seine Burg Falkenstein gegen die Feinde, obwohl es diesen gelang, einen Teil der Gebäude durch brennende Pechkränze einzuäschern. In der Folgezeit tritt er als Söldner der Stadt Breslau auf und hält als solcher Strehlen besetzt. Am 14. Juni 1432 muß sich diese Stadt aber den berennenden Hussiten ergeben und Hain fällt mit anderen Rittern und angesehenen Breslauer Bürgern in ihre Gefangenschaft. Er wird gegen Urphede (Schwur, neutral zu bleiben) wieder freigelassen und nun ändert Hain seine Gesinnung.

Noch keine drei Monate nach der Einnahme Strehlens finden wir ihn auf Seite der Hussiten, deren Züge er mitmacht und im Rauben und Plündern ihnen nichts nachgibt. Die Beweggründe für diesen Gesinnungswechsel, welcher sich als Hochverrat und Eidbruch kundgibt, können verschiedener Natur gewesen sein; Benno v. Winkler mutmaßt „persönliche Gründe oder Widerwillen seines unruhigen Geistes gegen die aufgezwungene Muße“. Das Letztere ist offenbar eine sehr schwache Entschuldigung, denn zu einem wilden Leben, hatte Hain vollauf Gelegenheit, wenn er für die Sache Schlesiens weiter gekämpft hätte, wobei ihm nicht einmal sein Urphedeschwur hinderlich gewesen wäre. Die Hussiten kamen nämlich nicht als ein einheitliches Heer, sondern in verschiedenen Haufen, jeder unter einem besonderen Anführer ins Land, von denen keiner sich um die Abmachungen, die

mit einem andern geschlossen waren, kummerte, Hain hatte also seinen Eid wohl dem einen Anführer, nicht aber den anderen zu halten. — Viel wahrscheinlicher sind hingegen rein persönliche Gründe. Selbst wenn wir annehmen, daß Hain nicht schon bei der Übergabe Strehlens Verrat gespielt hat, werden ihn die Breslauer als Lohn für die etwas kläglichen Erfolge seiner Feldherrnbefähigung pensioniert haben, was damals zwar nicht mit Gehaltsbezügen, aber mit desto mehr Grobheiten verbunden war. Es kann also gekränkter Ehrgeiz und Rachsucht ihn zu diesem Schritte getrieben haben. Vielleicht wollte er auch seine Güter, die der Plünderung anheimfielen, davor durch den Anschluß an die Hussiten retten, obwohl sich diese kaum daran gefehrt haben werden, da, wie gesagt ihre Haufen unabhängig von einander operierten und, was der eine verschont hatte, der nächste doch nahm.

So bleibt als wahrscheinlichster Grund nur der Wunsch nach möglichst rascher und ausgiebiger Bereicherung übrig, was eben nur auf Kosten des eigenen Vaterlandes geschehen konnte. Dies scheint ihm auch geglückt zu sein, denn nach den Hussitenkriegen spielt Hain eine bedeutende, wenn nicht die bedeutendste Rolle unter Schlesiens Adel.

Aber der Stern der Hussiten war am erbleichen. Ihre Heerhaufen wandten sich nach anderen noch nicht ausgezogenen Ländern, in Böhmen erlagen ihre Scharen den Schlägen des kaiserlichen Heeres und auch in Schlesien errangen die Deutschen mehrere größere Erfolge gegen sie, sodaß es bereits zu Friedensunterhandlungen kam. Nun hielt es Czirn für angebracht, rechtzeitig umzuzukunten und das sinkende Schiff zu verlassen. Da er wohl wußte, wie gut er bei den Städten angeschrieben stand, beschloß er durch einen Hauptschlag sich ihr Wohlwollen wieder zu erringen und damit vor allem sich den Besitz des Zusammengehobenen zu sichern, und wählte dazu dasselbe Mittel, mit

dem er von der deutschen Sache abgefallen war: Verrat und Eidbruch. Er lockte durch einen falschen Eid den Hauptanführer der damals in Nimptsch stehenden Böhmen, den Knyzce Bedrzich („Priester“ B; sein ursprünglicher Name war Friedrich von Straszniß), mit dem zusammen er seine Beutezüge gemacht hatte, auf seine Burg Falkenstein, nahm ihn gefangen und überlieferte ihn den Breslauern.

Dies möge ein Zeitgenosse des Czirn, Martin v. Volkshayn¹⁾, erzählen:

„In diesem Jahre (1432) kamen die Hussiten aus Ungarn und kamen gar rasch und eilends in das Land und zogen vor Strehlen. Drin lagen die Breslauer, gesammelt dem Lande zur Wehr und Michel Banke war von der Stadt als Ältester da und Hain v. Czirn war auch allda, als Söldner²⁾ der Stadt Breslau. Als Strehlen berannt und belagert wurde, sie sich aber nicht getrauten, sich zu halten, so machten sie kurzen Rat und ergaben sich, so daß Michel Banke und der Czirn gefangen ward, auch sonst

¹⁾ Das „von“ ist hier nicht als Adelsprädikat aufzufassen, da der damalige Adel, besonders der polnische, mit der edlen Schreibkunst auf dem denkbar gespanntesten Fuße stand und einer, der seinen Namen kriechen, aber nicht lesen konnte, von seinen Genossen als tiefgelehrt angestaunt wurde. Martin ist vielmehr ein Verwalter oder Schreiber des Czirn, gewesen und war auf dessen Burg Volkshayn ansässig, wo er die Chronik verfaßte.

²⁾ Die Bürger verteidigten damals höchstens die eigene Stadt, zu welchem Zwecke sie sich einige Übung in den Schützengilden erwarben, zum Kriegsführen hielten sie sich aber Soldknechte. Sie schlossen Kontrakt mit irgend einem, der etwas Ansehen und das nötige Geld zum Anwerben hatte. Dieser nahm Söldner in Dienst, bezahlte sie und war damit ihr Befehlshaber. Da der Stadt nicht bloß die geworbenen, sondern auch die nicht vorhandenen Soldaten angerechnet wurden, so war ein ganz gutes Geschäft zu machen, so lange man nicht selbst erschlagen wurde. Davor konnte man sich aber retten, wenn man sich rechtzeitig dem Feinde übergab.

viele Söldner, Adelige und sonst gute Leute auch gefangen wurden. Aber Michel Banke löste sich durch 400 Schock Groschen, aber Hain v. Czirn der blieb ihr Gefangener und gesellte sich zu ihnen und blieb bei ihnen fast ein Jahr und half ihnen die Rüche zusammentreiben im Lande und zog mit ihnen wie ein anderer Hufse oder Keger. Denn wie sie damals Nimpfich selbst inne hatten und allen Raub, den sie im Lande einstreichen konnten, dorthin zusammentrieben, so hatte auch Hain v. Czirn daselbst das Schloß und Haus den Falkenstein³⁾ inne und war Herr darüber. Dieser Hain v. Czirn gab vor und legte vor dem Knyzze Wedirzich und auch dem Pan⁴⁾ Michalka, die alle beide die Führer der Hussen und der Taborer waren, daß er gar wohl wüßte einen guten Beutezug zu thun, wenn sie ihm folgen wollten und sprach: „Um Löwenberg ist gar ein volles Land, dort wollen wir viel Beute machen. Und ich weiß auch wohl wie die Stadt Löwenberg gelegen ist und an welchen Enden sie gar gut zu ersteigen und zu gewinnen ist. Darum liebe Herren folget mir, wir wollen Gut und Ehre erwerben, das gelobe ich bei meiner Treue und Ehren.“ Aber Hain v. Czirne sprach so mit dem Munde und meinte es anders mit dem Herzen. Und da er ihnen solches Gelübde that, folgten sie ihm, rüsteten sich mit 300 Pferden und zogen aus auf Löwenberg zu. Da führte sie Hain v. Czirn auf den Falkenstein und dort blieben sie über Nacht.

³⁾ Die Falkenberge liegen am linken Ufer des Bober gegenüber von Rohrbach. Wenn man die Bahn nach Hirschberg fährt, so bekommt man bald hinter Jannowitz die beiden steilen Felsmassen zu Gesicht, eine der entzückendsten Stellen auf dieser Strecke. Eigentlich trägt nur der südliche Ke gel den Namen Falkenberg, und auf ihm stand der Falkenstein, während der 30 Meter niedrigere nördliche Forstberg heißt. Von der Burg sind es bis Löwenberg 40 Kilometer Luftlinie, der Marsch wird also wohl 8—10 Meilen lang gewesen sein. Die Burg wurde schon 1458 zerstört.

⁴⁾ Herr.

Dort rüstete er sich, wie er Willen hatte, denn er hatte in seinem Herzen beschloffen, daß er ihnen beweisen wollte eine böhmische Treue. Und er sandte gar rasch und eilend in alle umliegende Dörfer und las auf alle frische Gesellen, die er bekommen und haben konnte, daß sie einzeln auf's Haus kämen. Die hielten sich zusammen auf einer Stelle im Hause. Als nun die Zeit zum Schlafen kam, da hatte sein Bruder Siegesmund v. Czirne es so geschickt und gefügt und die Hussen gar weit von einander gelegt und gestreckt. Und zunächst legte Siegmund v. Czirne die beiden Herren, den Knyzze Bedirjich und den Michalka, zu oberst in einen Erker und Gemach. Danach lagerte man wohl 50 böhmische Gesellen in eine Kammer mitten im Hause und nahm von ihnen alle Harnische, Waffen und Wehren⁵⁾ Und endlich die geringere Gesellschaft legten sie in den Vorhof vor das Haus, die vierte Rotte und den vierten Haufen⁶⁾ schickten sie in die nächsten Dörfer am Hause. Und da geschehen war, daß sie die Hussen alle unterbrachten, da rüstete sich Siegmund v. Czirn mit den Gesellen, die er versteckt hatte, die nahm er an sich und sie zündeten viele Lichter und Fackeln und Lucernen⁷⁾ an, zogen heraus ihre Schwerter, Dolche und Messer und beredeten es so mit den Wächtern auf der Mauer, daß diese anhuben grausam und greulich zu schrein, so daß die Böhmen nicht wissen noch erkennen

5) Das ist nichts Auffälliges. Die Waffen, wozu auch Helm, Harnisch u. s. w. gehörten, wurden außerhalb der Wohnräume aufbewahrt. In der Burg kamen sie in die Waffenhalle, im Felde standen sie in Reihen vor den Quartieren, wie noch jetzt auf der Wache die Gewehre außerhalb stehen. Die Böhmen konnten dies also nur als einen Akt der Gastfreundschaft und Höflichkeit auffassen.

6) Die Krieger schieden sich im Ansehen nicht nach ihren sonstigen Eigenschaften, sondern nach der mehr oder minder vollkommenen Ausrüstung. Nach dieser richtete sich auch Sold und Beuteanteil.

7) Heut Laternen. Beides lateinische Worte, die dasselbe bedeuten.

konnten, was die auf dem Hause vorhätten.⁸⁾ Und darauf ging Siegmund v. Czirn zuerst mit seinen Gefellen vor Erfer und Gemach, wo die Herren lagen und klopfte ganz leise an die Thür. Da sprachen die zwei Herren: kto tho?⁹⁾ Da sprach Siegmund: Pan Hain. Nun thaten sie die Thüre auf, da hatten Siegmund und alle seine Gefellen und Helfer ihre bloßen Schwerter und Dolche in ihren Händen und schrien mit grausamen Stimmen: dai wotheje, dai wotheje, das ist: ergebt euch! Da sprachen sie: O Pan Hain, czow wtez miſch, das ist: was thust du Hain gegen uns? Da aber sprach Siegmund v. Czirn: gebt euch nur gefangen, es ist kein Hayn mehr allhier. Und das war so, denn Hayn hielt sich ganz wo anders im Hinterhalt. Und es geschah in derselben Nacht durch die Schickung Gottes, daß seine Frau, welche die Jünglingin von Tſchetſchau hieß, verschieden und starb. Und die im Schlosse nahmen die zwei Herren gefangen und setzten sie in eine Kammer, die stand auf der Mauer. Darin war ein heimlich Gemach,¹⁰⁾ das ging über die Mauer. Da brach sich Michalko in der Nacht mutternackt durch und kam so fort bis nach Böhmen. Aber den Knuzze Wedersich hielten sie gefangen zu Schweidnitz. Und durch dies ward die Stadt Nimpſch wieder befreit und dem Lande zurückgegeben.“¹¹⁾

8) Die Böhmen sollten glauben, daß es sich um einen Überfall von auswärtigen Feinden handle, da andernfalls sie die Thüren nicht freiwillig geöffnet hätten.

9) Wer da?

10) Es wird Siegmund wohl nicht unbekannt gewesen sein, aber er hat es nicht für möglich gehalten, daß jemand den Sprung in die Tiefe wagen könnte, ohne zu zerschmettern. Bei Bedrzich hatte er sich auch nicht getäuscht, Michalka wagte ihn aber doch und kam durch seine Tollkühnheit glücklich davon.

11) Nimpſch ist durch Czirns That nicht gewonnen worden. Erst 1434 nach Zahlung eines Lösegeldes räumten die Hussiten die Stadt, dessen Schloß dann gründlich niedergelegt wurde.

Der Verrat des Czirn, der sich selbst bei der Entscheidung auf die Seite drückte — er scheint sich etwas geschämt zu haben — ist offenbar sogar dem Gewährsmann Martin, obwohl er sein Untergebener war, aufgestoßen, sonst würde er die himmlische Strafe durch den Tod seiner Frau nicht erzählt haben, die einzige Kritik, die er sich darüber erlaubt hat, die aber auch um so bitterer ist.

Der Verrat hatte für Czirn den gewünschten Erfolg. Als Befreier Schlesiens von dem Joche der tschechischen Räuber angesehen, wurde er wieder zu Gnaden aufgenommen und reichlich beschenkt. Er besitzt nach dem Kriege die Kastellaneien von Volkshain, Schaklar und Auras, erhält die Schutzherrschaft über das Weichbild der Stadt Strehlen und am 29. November 1439 von der Herzogin von Liegnitz und Brieg die Erlaubnis, auf dem Kummelsberge ein befestigtes Schloß zu bauen, also eine Reihe wertvoller Belohnungen.

Über die Absichten, welche Hain mit der Erbauung dieser Burg verfolgte, spricht sich Pastor Schimmelpfennig dahin aus, daß er „in jenen unruhigen Zeiten einen so nötigen festen und sicheren Zufluchtsort“ haben wollte, — eine sehr harmlose Auffassung, wenn man erwägt, daß diejenigen, welche die Zeiten unruhig machten und keinen Frieden gaben, niemand anders waren, wie eben die Ritter und an ihrer Spitze Herr Hain v. Tschirn. Nach Benno v. Winkler, welcher den Hain als Verteidiger Schlesiens ansieht und die Prägeleien, die er mit irgend einem seines Gelichters anzettelt, als Kämpfe zum Schutze dieses Herzogtums deuten will, ist die Burg sogar als Bollwerk gegen die Einfälle der Polen und Tschechen erbaut worden, eine direkte Umkehrung der wahren Verhältnisse.

Fünf Jahre lang hatte es Tschirn für gut befunden, Frieden zu halten und die Sache der Städte und seiner Herzogin zu vertreten, sobald aber diese den Bau der Burg

bewilligt hat, wirft er die Maske ab und beginnt wieder seine Raubzüge, für die er an der Burg einen gesicherten Ausgangspunkt gewonnen hat und welche von diesem Augenblick an bis zu seinem Tode auch keine nennenswerte Unterbrechung mehr erfahren haben.

Benno v. Winkler bezeichnet diese Plünderungen, die nur ganz gewöhnlicher Diebstahl, Raub, Mord, Landfriedensbruch und Brandstiftung waren, als „lauter ehrlich angesagte Fehden, welche die Czirne ausfochten.“ Es ist wohl anzunehmen, daß sie den Städten die Fehde anzeigten, wozu sich ja stets leicht ein Grund erfinden läßt, aber da diese Fehden nicht auf einen ehrlichen Kampf, sondern immer nur auf unehrlichen Diebstahl hinausliefen, so war das „Ansagen“ mit den Brandbriefen zu vergleichen, die einer bekommt, dessen Haus oder Scheuer angezündet werden soll. Die Breslauer wußten ja auch nicht, welches ihrer ländlichen Güter nächstens verbrannt werden sollte. Um zu zeigen, wie viel bei den Plünderungen der Tschirne und ihrer adligen Helfershelfer von „ehrlichem Fechten“ in Wirklichkeit die Rede war, und zugleich, in welchem Maßstabe diese Buschflepper ihr Handwerk betrieben, will ich eine bei v. Winkler vorhandene Schilderung eines solchen Zuges aus dem Jahre 1441 hierhersetzen:

„In der nun entstandenen Fehde zwang Dpiß (v. Tschirn) zuerst die Gemeinde Bleische zum Gehorsam, sein Genosse Georg Reibnitz überfiel Prozan, nahm daselbst viel Leute gefangen und führte das gesamte Vieh und die gemachte Beute zu einem ihrer Helfer, dem Gotische Schof (Schaßgotisch) auf die Burg Töpliwoda in Sicherheit. Wir können auf alle Reiterzüge und Verwüstungen, mit denen die Czirner und ihre Freunde die geistlichen Güter heimsuchten, hier nicht näher eingehen, es wurden in dem Reisseischen und Grottkauischen Gebiete viele Dörfer niedergebrannt, ebenso erlitten in dem Landstrich zwischen Breslau, Liegnitz und

Schweidnitz an dreißig Ortschaften dasselbe Schicksal, große Beute an Pferden und Vieh fiel in ihre Hände und weit über 5000 Gulden haben sie an Abgedinge beigetrieben.“ Das alles ohne einen Schwertstreich! Und so etwas nennt man „ehrliche Fehde“! Da waren die Hussiten doch bessere Leute.

Wenn man also von Raubrittern auf dem Rummelsberge spricht, so hat man sich darunter nicht einen halbverhungerten, abgerissenen Reitersmann zu denken, der hinter einem Busch liegend auf einen vor Angst zitternd die Straße ziehenden Handelsmann lauert, um dessen mit Eiern oder sauren Gurken beladenen Wagen zur Unterhaltung seines Lebens mit Beischlag zu belegen und die Wagenpläne zur Ausbesserung seiner defekten Beinkleider zu benutzen, sondern diese Raubritter gehörten zu dem reichsten Adel Schlesiens und waren in ihren Unternehmungen großartiger wie heut manche Bankdirektoren. Der eiserne Fleiß des deutschen Landwirts brachte es zu Wege, daß nach einer achtjährigen, Sommer und Winter dauernden Brandschätzung durch die Böhmen wieder die Dörfer aus ihrem Brandschutt erstanden und bessere Vermögenszustände Platz griffen; und auf diese mühsamen Errungenschaften hatte es Czirn allein abgesehen. Außer Rauben und Stehlen hat er keine weiteren Beweggründe gehabt, und was sonst darüber zu seiner Entlastung angeführt wird, ist nur Vorwand gewesen. Das geht deutlich auch aus einer Angelegenheit hervor, die Czirn in diesem Sinne nach allen Richtungen ausgenutzt hat.

Der Domprobst Nikolaus Gramis war von dem damals tagenden Baseler Konzil beauftragt worden, in Schlesien den auf dieses Herzogtum entfallenden Anteil der Unterhaltungsgelder für das Konzil einzuziehen, und hatte bereits 5266 Dukaten gesammelt. Dabei widerfuhr ihm das Unglück, aus Versehen seine Privatkasse mit der des Konzils zu verwechseln, er wurde wegen Unterschlagung seiner Würden

entsetzt und in den Kirchenbann getan. Als würdigster Beschützer der verfolgten Unschuld nahm ihn Czirn bei sich auf und vertrat seine Sache gegen Schlesiens Bischof und die Deutschen, indem er die Kirchen — und andere Güter plünderte und abbrannte. Gramis lohnte ihm wieder damit, daß er Hain, wenn dieser als Landfriedensbrecher in den Bann getan wurde, lossprach und dafür die Gegner exkommunizierte! Es muß damals eine auserlesene Gesellschaft auf dem Berge beisammengesessen haben, Spitzbuben, Brandstifter, Eidbrüchige und Defraudanten!

Solchem Unwesen zu steuern, taten sich endlich die Fürstentümer Breslau, Schweidnitz—Jauer und die Herzogin von Liegnitz und Brieg zusammen, rüsteten ein tüchtiges Söldnerheer unter dem Befehl des Herzogs Wilhelm von Troppau und Münsterberg aus und begannen die Raubnester zu erstürmen und niederzulegen. Diesem Schicksal verfällt Ende Juli 1443 auch die Burg auf dem Kummelsberge. Sie wurde von Czirns Freunden, dem Diprand Reibnitz und dem Heinze von Peterswalde verteidigt, mußte sich aber nach kurzer Belagerung, wahrscheinlich infolge des Ausgehens der Lebensmittel oder wegen Wassermangel ergeben. Sie wurde gründlich abgebrochen und der Sieg von den Breslauern mit dem Geläut aller Glocken und Festspielen gefeiert.

Die Freude der Breslauer ist auf den ersten Blick nicht gleich erklärlich. Die Burg war klein — wie ich noch später ausführen will — und von den vielen Burgen Czirns wohl die unbedeutendste, so daß ihr Fall kaum den Grund für so eine hervorragende Jubelfeier abgeben konnte, aber es war das Raubnest ihres schlimmsten und treulossten Feindes, der sie wiederholt auf das schmachlichste verraten hatte, so oft sie ihm auch immer wieder trauten. Dann war es aber auch der einzige Ort, von dem aus Czirn gerade den Breslauern schadete, da seine übrigen

Schlösser sich sämtlich in der Nähe von Zauer, Löwenberg und Hirschberg befanden, den Besigungen Breslaus also weit weniger gefährlich werden konnten. Jedenfalls aber bezieht sich der Jubel nicht sowohl auf die Burg, als auf die (leider im schlimmen Sinne) bedeutende Persönlichkeit des Besitzers. In seinen Händen wirkte die unansehnliche Burganlage wie eine Pestbeule auf die umliegenden deutschen Ansiedlungen. Das Vieleck Strehlen—Münsterberg—Ottmachau—Grottkau—Wanzen war fast ohne Unterbrechung mit Wald und Sümpfen erfüllt, wie ein Blick auf die Karte und die in ihm befindlichen Ortsnamen lehrt. Hatte in den rings angrenzenden Gegenden der Städtebund irgend eine Fehde gegen einen Friedensstörer auszukämpfen, so tauchte Tschirn plötzlich aus dem bergenden Waldesdunkel auf, um den Feinden gegen den Bund und die eigene Herzogin zu helfen; ging man aber gegen ihn selbst vor, so verschwand er spurlos auf den nur ihm bekannten Waldpfaden. Bei allen seinen Unternehmungen gegen die deutschen Siedelungen war er bis an deren Grenze durch den Wald geschützt, während er selbst vom Berge aus ihr offenes Land bequem einsehen konnte. Berücksichtigt man danach die Gefährlichkeit dieses Postens, so wird man die Freude der Breslauer verstehen.

Nach der Zerstörung der Burg verschwindet auch Hain aus dieser Gegend, um seine Taten im Zauer'schen fortzusetzen. In den Kämpfen, welche die deutschen Städte in treuer Anhänglichkeit für ihren deutschen Kaiser hier gegen die Böhmen durchsechten, schließt sich Hain mit anderen vom schlesisch-polnischen Adel den Tschechen an. Womit wir von ihm Abschied nehmen wollen.

Wessen Sinnes Hain v. Czirn war, darüber wird der Leser wohl nicht mehr im Zweifel sein. So viel man sich bemühen möchte, an dem doch immerhin reich beanlagten Manne bessere Seiten zu entdecken, man wird immer wieder

auf die Erkenntnis zurückgebracht, daß man es nur mit einem gewöhnlichen Räuber zu tun hat, dessen einziger Lebenszweck das Stehlen an sich ist. Man könnte vermuten, daß seine Gewalttätigkeiten auf die Erwerbung eines eigenen Reiches hinzielten, wie damals an allen Enden Schlesiens kleinere, selbständige Fürstentümer entstanden, z. B. in Oberschlesien unter Dobko Buchala, in Mähren durch Jan Kolda u. s. w., aber es läßt sich nicht der geringste Anhalt dafür finden und es bleibt immer nur das Bild des gemeinen Verbrechers übrig. Auch von nationalen Gesichtspunkten, welche übrigens bei den Polen nur soweit vorhanden waren, als sie den Deckmantel für ihre Habgier abgaben, ist nichts bei ihm zu merken, das periodische Auftreten seiner Beutezüge erweckt im Gegenteil den Eindruck, daß die Dauer seiner Friedensruhe abhängig war von der Größe des zusammen geraubten Gutes, und er nach dessen Verprassen zu einem neuen großen Diebstahl sich genötigt sah. Um so seltsamer erscheinen die Entschuldigungen, welche Benno v. Winkler für Czirns Handlungsweise beizubringen sich anstrengt. Er sagt:

„Wenn nach Lage der Sache diese Stellung mit den Schilderungen, welche die Breslauer über ihre Bedränger entwerfen, zu sehr kontrastieren sollte, so haben wir — auch abgesehen von der Parteilärbung solcher Berichte — wohl zu bedenken, daß die Staats- und Lebensformen, wie sie sich bis zum 16. Jahrhundert gebildet hatten, mit denen unserer Zeit nicht verglichen werden können und daß ferner im Hinblick auf jene den gegenwärtigen Anschauungen so fremdartigen Verhältnisse wir uns wohl hüten müssen, die Handlungsweise früherer Epochen immer nach dem Kulturbewußtsein der jetzigen Welt zu beurteilen, da man zu verschiedenen Zeiten auch sehr verschiedene Begriffe hatte über Recht und Unrecht, sowie über das, was wir in der Gegenwart allgemeine Sittlichkeit nennen.

Das ist allerdings merkwürdig; nur glaube ich nicht, daß es jemals eine Zeit gegeben hat, in der man nicht wußte, was man unter einem Diebstahl, einer Brandstiftung, einem Meineid, einem Eidbruch, Hochverrat u. s. w. zu verstehen habe, und noch befremdlicher will es erscheinen, daß um die gleiche Zeit die deutschen Städte genau dieselben Ansichten über Recht und Unrecht, sowie über allgemeine Sittlichkeit hatten, wie wir heute, nur mit dem Unterschiede, daß sie damals weit kürzeren Prozeß machten wie heut.

Zu guter Letzt wird von demselben Autor auch noch der religiöse Gegensatz herangezogen. „Den Kampf um die religiösen Gegensätze, dessen weittragende Folgen einen tiefen Schatten auf das innere und öffentliche Leben des Volkes warfen, socht der größte Teil des Gebirgsadels auf Seite des hussitischen Königs aus und sehen wir auch Hain Czirn auf seiner Seite zc.“ Diese wohlklingende Phrase verdient eine genauere Würdigung.

Wie ich schon auseinandersetzte ist der Krieg der Hussiten gegen Schlesien kein Religionskrieg, wenn er auch von den Schlesiern als solcher angesehen wurde, weil die Feinde eben andersgläubig waren, sondern ein Rache- und Plünderungszug. Nachdem die Schlesier aber den Segen, den ihnen die „Kreuzer“ gebracht, am eigenen Leibe gespürt hatten, waren sie katholischer geworden, wie je vorher. Czirn aber war Pole und als solcher erst recht katholisch. Wie da von religiösen Gegensätzen gesprochen werden kann, soll ein anderer einsehen, ich finde in seinem Anschluß an die Hussiten nur einen neuen Eidbruch gegen seine Religion, wenn Czirn überhaupt etwas derartiges besaß, was ich stark bezweifle.

Genug von ihm, er hat unser Interesse erweckt, so lange sein Schicksal mit dem Rummelsberge in Verbindung stand, sich mit ihm darüber hinaus zu beschäftigen, hieße diesem Charakter zu viel Ehre antun.

Sehen wir uns nun um, was von der berühmten Burg heut noch übrig geblieben ist.

In der Mitte der Strehleener Berge bildet der Rummelsberg die höchste Erhebung, die aber nur wenig höher als die beiden benachbarten Kuppen ist. Zur Anlage einer Burg ist sie jedoch die geeignetste, da sie fast völlig isoliert als runder Ke gel 50 Meter hoch emporsteigt. Die Neigung der Abhänge ist nicht groß, etwa 50 : 250 Meter, also 10° bis höchstens 15° , doch ist sie nach allen Seiten hin ziemlich gleichmäßig mit Ausnahme eines nach Nordosten hin sanft abfallenden Grades, auf dem der Weg nach der Krummendorfer Försterei entlang läuft. Dieser Weg führte früher geradeaus nach der Nordostseite des Aussichtsturmes, wurde aber Mitte des vorigen Jahrhunderts, um Fuhrwerk die Auffahrt zu ermöglichen, als Schleife um die Südseite herumgelegt, sodaß er den Gipfel von Westen her erreicht. Es ist nicht ganz unmöglich, daß der schmale Grad unterhalb der Wälle durchschnitten und durch eine Zugbrücke überbrückt war, da es die einzige Zugangsstelle war. Denn der heutige breite Fahrweg ist erst durch Abtragung der Wälle und Auffüllen der Gräben geschaffen worden.

Die Oberfläche des Gipfels bildet ungefähr ein längliches Viereck, dessen längerer, von Nord nach Süd gehender Durchmesser 60—70 Meter beträgt, dessen Querdurchmesser ca. 50 Meter groß ist. Doch ist diese Fläche nach Süden und Osten zu früher erheblich kleiner gewesen, wie z. B. schon aus ihrem sanften Abfall nach diesen Richtungen, während alte Bäume fast einen Meter über ihrem Niveau stehen, ersichtlich ist. Der Turm, welcher auf den Resten des zerstörten Burgfrieds aufgebaut sein soll und jetzt in der Nordwestecke des Vierecks steht, wird damals die Mitte eingenommen haben.

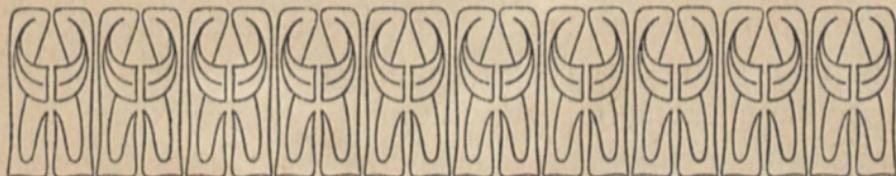
Die geringen Abmessungen ergeben, daß die Burg nicht groß gewesen sein kann. Der Turm, dessen Durch-

messer noch nicht 10 Meter beträgt, war schon für damalige Zeit recht bescheiden (man vergleiche z. B. damit den Turm des Siebenhufener Schlosses) und konnte selbst den Knallbüchsen der Breslauer nicht lange Stand halten, für irgendwie nennenswerte Baulichkeiten, (Wohnungen, Ställe, Vorratsräume) mangelte es aber an Platz, und da noch obendrein der Brunnen fehlt, kann die Anlage auf längeren Widerstand nicht berechnet gewesen sein. Mit Ausnahme des Turmes hat sich auch nirgends Mauerwerk entdecken lassen, selbst die Grabenböschungen zeigen keine Spur davon. Sie bestehen vielmehr nur aus übereinander geschichteten Steinen, deren Zwischenräume mit Erde ausgefüllt sind. Als Rest dieser alten Befestigung sehe ich den um den Nordrand verlaufenden Graben und Wall an, da seine Wände senkrecht stehen, während die an den übrigen Seiten liegenden Wälle ein anderes Aussehen und einen gewissen Plan in der Anlage aufweisen, der nicht dieser, sondern einer weit späteren Zeit angehören muß.

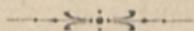
Das „Schloß“ wird wohl also nichts weiter gewesen sein, als ein ziemlich roh und flüchtig befestigter Luginsland. Als solcher war er allerdings trefflich ausgewählt. Die Rundsicht von den Zinnen des Turmes gestattet nach allen Richtungen hin einen Einblick gerade in die Lande, auf welche es Czirn abgesehen hatte, und die geringe Höhe des Berges ermöglichte es, auch Einzelheiten zu erkennen, so daß größere Unternehmungen in der Ebene nicht gut verborgen bleiben konnten. Mehr als wie einen Beobachtungsposten wird Czirn auch nicht gewollt haben, da er wirkliche Burgen zur Genüge besaß und zu einer Hofhaltung die Gegend doch zu einsam und abgelegen war. Die Schlösser Siebenhufen und Prieborn, in Sümpfen angelegte „Wasserburgen“, lagen ohnehin nahe genug und mitten in seinen Besitzungen, soweit sie bebaut waren. Vielleicht diente auch der Turm bei Jagden als Rastaufenthalt, wie es noch heut der Fall ist.

Bei der Anlage des Fahrwegs sind einzelne Sporen, Steigbügel, eine Streitart u. s. w. gefunden worden, die eine Zeit lang an den Wänden des Schenkzimmers prangten, aber 1870 nicht mehr vorhanden waren.

Die Burg soll 1446 wieder erbaut worden sein. Benno v. Winkler vermutet sogar einen zweimaligen Aufbau wie auch eine erste Gründung schon um 1432, also im Ganzen 4 Bauten und vier Zerstörungen. Es scheint sich nur um Irrtümer in der Datierung ein- und desselben Vorgangs zu handeln, denn selbst die Jahreszahl 1443 steht nicht fest, da Grünhagen als Jahr der Züchtigung Czirns 1444 angibt; ich habe indessen die gebräuchliche Angabe beibehalten. Jedenfalls hatte das Schloß mit seiner ersten Zerstörung seine Rolle ausgespielt.



Von der Zerstörung der Burg bis zum Wiederaufbau des Turmes.



In diesen Zeiten des wirtschaftlichen Ruins Schlesiens, welche mit dem Hussitenkriege ihren Anfang nahmen, aber nach ihm noch lange Jahre durch ununterbrochene kleinere und größere Fehden das Land nicht zur Ruhe kommen ließen, ist auch ein Erwerbszweig zu Grunde gegangen, der früher einer der berühmtesten Schlesiens war, aber erst in neuester Zeit wieder aufzuleben beginnt: die Karpfenzucht! Die schlesischen Karpfen waren wegen ihrer Feinheit und Grätenarmut damals in ganz Deutschland bekannt und begehrt, und ihre Aufzucht spielte im Haushalt der Herzöge, der Klöster und ländlichen Grundbesitzer eine große Rolle. Denn der Karpfen ist, wie kein anderer Fisch, vollständig auf die Pflege durch den Menschen angewiesen, wenn er gedeihen soll, er verlangt ruhiges, offenes und doch reiche Nahrung bietendes Wasser, das von Schlamm frei und nicht tief sein darf. Solche Bedingungen sind von der Natur allein nicht zu schaffen, sie erfordern Anlage durch den Menschen.

Die in den Wäldern und Sümpfen reichlich vorhandenen Bächlein und Wasseradern wurden daher in weiten flachen Teichen, welche erst durch aufgeworfene Staudämme auf Wiesen und anderem ebenen Lande gebildet wurden, gestaut und durch Schützen und Schleusen zu regelrechter Bewirtschaftung eingerichtet. Solcher Dämme finden sich auch um den Mummelsberg noch viele in größeren und kleineren Überresten, welche vielfach von Landesforschern falsch gedeutet und für alte Straßendämme gehalten worden sind. Indessen

läßt die vielfach im Rechteck angelegte Form, sowie das scheinbar ganz unbegründete Auftreten an den verschiedensten Stellen, an denen aber immer ein kleiner Wasserlauf zu finden sein wird, eine andere Erklärung gar nicht zu.

Die Teiche nun, denen in den wirren Zeiten keine Pflege mehr zugewendet werden konnte, verfielen rasch, die Schützen verfaulten, das Wasser lief ab oder versumpfte; und der schlesische Karpfen, der der wohlgepflegten Wasserfläche verlustig ging und wieder mit Sumpf und Morast vorlieb nehmen mußte, ist ein unscheinbares, verkümmertes, wenig wohlschmeckendes Ding voller feiner und spitzer Gräten geworden. Die später in friedlicheren Verhältnissen wieder eintretende bessere Bewirtschaftung des Landes aber verwandelte die Teiche, soweit sie noch bestanden, wieder in das, was sie gewesen waren, in Wiesen- und Ackerland. Von den meisten blieben nur die Namen, die noch an den Ackerstücken haften, von anderen die erwähnten Dämme, viele mögen spurlos verschwunden sein, aber schon die vielen noch vorhandenen Spuren zeigen, wie intensiv und ausgebreitet damals die Karpfenzucht hier gewesen war. Man hat die Vorliebe für diesen Zweig der Landeskultur dem Einflusse des katholischen Ritus mit seinen vielen Fasttagen zuschreiben wollen, es ist aber dies sicher nicht die einzige oder auch nur wesentliche Ursache gewesen, denn unter der katholisch-österreichischen Herrschaft ist von einer Hebung der untergegangenen Karpfenzucht nichts zu merken; der Verbrauch an Karpfen (wie anderen Fischen) ist vielmehr ein Maßstab für die Wohlhabenheit eines Landes, da sie teurer sind als Fleisch, ohne dessen Nährwert zu haben, und vorzugsweise bei Gelegenheiten geessen werden, welche mit dem Fasten eigentlich nichts zu tun haben. So hat es mehr wie viereinhalb Jahrhunderte gedauert, ehe Schlesiens Wohlstand sich der Höhe zu nähern anfängt, welche es vor den Hussitenkriegen erreicht hatte!

Mit der Eroberung Schlesiens durch Friedrich II. beginnt der Kummelsberg wieder aus dem geschichtlichen Dunkel hervorzutreten, in dem er nach der Zerstörung der Burg gelegen hatte. Ist die Rolle, die er nun spielt, auch eine bescheidene, so ist sie doch der Erwähnung wert.

Es war das Bestreben des großen Königs, das immerhin noch schwach bevölkerte neu gewonnene Land durch Heranziehung und Ansiedelung fremder Auswanderer zu heben, wie dies sein Vater in den alten Provinzen mit so großem Erfolg getan hatte. War dabei auch in erster Linie die Absicht geltend, durch Aussetzung deutscher Kolonien in polnischen Gegenden, und umgekehrt, das Deutschtum zu fördern, so wurden doch auch Neugründungen geschaffen, welche diese Bedingung nicht erfüllten, nur um überhaupt Leute und damit Arbeitskräfte und Steuerzahler ins Land zu bringen. Zu den letzteren gehören die böhmischen Kolonien am Kummelsberge. 1749 wurde mit Unterstützung der Regierung von ausgewanderten Hussiten der Stadt Strehlen ein Vorwerk abgekauft und mit 152 Familien besetzt; es erhielt den Namen Hussinek. Wiederum nach dem siebenjährigen Kriege wurden auf gleiche Weise auf dem Gebiet des Vorwerks Mehlthener drei Dörfer — Ober-, Mittel- und Nieder-Podiebrad — angelegt. Die vom Verkehr abgeschlossene Lage hat es mit sich gebracht, daß die Bevölkerung noch heut ihre ursprüngliche Sprache bewahrt hat; in den Familien wird nur tschechisch gesprochen, so daß die Kinder erst in der Schule deutsch lernen.

Diese Ansiedelungen sind noch dadurch bemerkenswert, daß sie zu den ersten und zwar glücklichen Versuchen gehören, welche Friedrich in größerem Maßstabe, aber leider mit schlechtem Erfolge gegen das Ende seiner Regierungszeit mit der Aufhebung der Leibeigenschaft machte. Die Ansiedler waren „frei von aller Unterthänigkeit“ und standen direkt unter der Kriegs- und Domänenkammer.

Auch den leibeigenen Bauern der Lehnherrschaft Prieborn half Friedrich wieder zu einem menschenwürdigen Dasein. Nach dem Aussterben der Familie v. Czirn fielen die Güter an die Herzöge von Liegnitz und Brieg und, als nach dem Tode des letzten Piasten die schlesischen Herzogtümer von Österreich in Besitz genommen wurden, an die kaiserliche Hofkammer (1680). Die durch die Türkenkriege eingetretene Geldnot zwang Österreich Krongüter zu verpfänden, und so wurde auch Prieborn einem Freiherrn von Wassenberg in Wien für 100 000 Floren auf 10 Jahre, dann auf weitere 15 Jahre für 150 000 Floren als Pfand überlassen. Die 60 Jahre Pfandzeit bis zur Besitzergreifung Schlesiens — Österreich war nicht imstande, die Pfändung wieder einzulösen — waren für die Bewohner der Güter eine Zeit ununterbrochener bitterer Leiden, da der Pächter nicht allein die Pfandsumme, sondern auch einen möglichst hohen Gewinn herauszuschlagen suchte. *) Friedrich löste die Herrschaft 1746 für 115 000 Taler ein und überwies sie dem königlichen Charité-Krankenhaus in Berlin als Dotation.

Diese Verpfändungsangelegenheit wird sehr oft fälschlicherweise mit einem anderen, in derselben Gegend vorgefallenen Ereignis in Verbindung gebracht, nämlich mit dem Verrate des Baron von Warfotich auf Schönbrunn, wahrscheinlich wohl deshalb, weil auch bei diesem Siebenhufen eine gewisse Bedeutung hat. Der Verrat spielte aber erst fünfzehn Jahre später, 1761. Da nur ein glücklicher Zufall es verhinderte, daß Preußens größter König in die Gewalt der Österreicher geriet und damit das junge Königreich Preußen wohl für immer von der Karte verschwand, so möge die Begebenheit hier folgen.

*) Freiherr von Wassenberg schlug seinen Wohnsitz in Siebenhufen auf und baute für sich eine Kapelle, welche später zu der katholischen Kirche erweitert wurde.

Im Jahre 1761, dem fünften des siebenjährigen Krieges, war das Heer Friedrichs so zusammengeschrumpft und seine Machtmittel so eingeschränkt, daß er beschloß, nur noch durch die Verteidigung das Feld zu halten, auf jeden Angriff aber zu verzichten. Die in Schlesien eingebrochenen Heere der Oesterreicher und Russen hinderte er durch geschickte Märsche längere Zeit an der Vereinigung, bis diese schließlich doch am 12. August bei Striegau zustande kam. Der König ging nun auf seinen Hauptwaffenplatz Schweidnitz zurück und verschanzte sich bei dem Dorfe Bunzelwitz in einem uneinnehmbaren Lager. Bis zum 13. September hielten ihn hier die vereinigten Feinde umschlossen, bis die Russen, des unnützen Wartens müde, da infolge der Uneinigfeit der Führer es zu keiner Unternehmung kam, wieder über die Oder zurückgingen. Nun gab auch 14 Tage später Friedrich sein Lager auf und marschierte auf Münsterberg, um Laudon hinter sich her nach Mähren zu locken. Aber Laudon folgte ihm nicht, sondern benutzte die Entfernung des Königs, um am 1. Oktober in der Nacht Schweidnitz zu erstürmen. So kehrte denn Friedrich wieder um, jetzt noch allein auf den Besitz von Neiße angewiesen, und bezog in und um Strehlen Quartier, um hier den Winter abzuwarten.

Er traf am 4. Oktober in Strehlen ein, nahm aber, wie schon früher, seine Wohnung nicht in der Stadt, sondern in dem Vororte Woischwitz in dem einfachen einstöckigen Hause Nr. 26 bei Bruckampf. Es ist heut leicht daran erkenntlich, daß sein Siebel zur Erinnerung an des Königs Aufenthalt und die denkwürdige Begebenheit mit seiner in Bronze ausgeführten Büste geschmückt ist. Das Haus war nur 400 Schritt von der Stadtmauer entfernt, liegt aber abseits von der Woischwitzer Straße in einem Garten dicht an der vorüberfließenden Ohle, über welche eine steinerne Brücke führt. Die Front des Gebäudes richtet sich nach Süden nach dem Flüsschen zu und ebenda lagen auch

Friedrichs Zimmer. Gerade über dem Hause auf dem andern Ufer stand damals noch eine Parzelle des Stadtwaldes, die sich weiter südlich an den großen Forst von Mehltheuer und damit an die zusammenhängenden bis Heinrichau und Münsterberg reichenden Waldungen angeschlossen.

Da nun die Österreicher in Heinrichau standen, so war die Örtlichkeit für einen kühnen Handstreich günstig gelegen, doch darf hierbei die Aufstellung der preussischen Truppen nicht außer Acht gelassen werden. Es befanden sich zwei Brigaden in Strehlen, je eine in Krippitz, Mehltheuer, auf dem Ziegenberge und in Striege; ferner je eine in Miklasdorf, Peterwitz und Markt-Bohrau. Reiterei war über den vom Gros gebildeten Halbkreis nach Mückendorf, Karisch, Töppendorf und Dobergaß vorgeschoben; die Gegend nach Heinrichau bis zum Zobten wurde durch Patrouillen gesichert, doch war sie auch durch kleinere ständige Posten bewacht. Z. B. wurde der Kummelsberg und Bogarth von einer größeren Abteilung gehalten, auch Habendorf muß, wie ich später nachweisen will, eine kleine Besatzung gehabt haben.

Jedenfalls ist soviel ersichtlich, daß gerade die Südseite, also die Richtung auf Heinrichau zu, hervorragend stark besetzt war, da auf dem engen Raume Mehltheuer—Ziegenberg—Striege drei Brigaden dicht zusammengedrängt lagerten, mit den nahen zwei Brigaden Strehlens im Rückhalt, während die übrigen vier in weiten Zwischenräumen untergebracht waren. Rechnet man noch die gegen den Feind vorgeschobenen kleineren und größeren Abteilungen, die zum Teil durch aufgeworfene Schanzen verstärkt waren, hinzu, so kann man einerseits Friedrich nicht gut den Vorwurf der Sorglosigkeit machen, denn er befand sich in der Mitte seines Gros, andererseits aber die geplante Überraschung nicht so ohne Weiteres als eine leichte darstellen. Freilich hatte Friedrich zu seinem unmittelbaren Schutze nur eine geringe Bedeckung.

Es war eine Kompagnie Garde (100 Mann) dazu bestimmt, von denen je 30 Mann die Wache bezogen; zwei Posten standen vor seinen Zimmern, einer vor dem Hause, während der Rest in dem etwas abseits liegenden Backhause untergebracht war. Diese dreißig Mann genügten gegen einen Anschlag einzelner vollaus, an eine größere Unternehmung der Feinde war aber wegen der dichten Aufstellung der preussischen Truppen um die Wohnung des Königs kaum zu denken.

Die Strehleuer Chronik, welche neben den Untersuchungsakten des Oberamts als wichtigste Quellen die Bücher: „Lebensrettungen Friedrichs II., von Stabsfeldprediger Küster 1791“ und „Beleuchtung der Warfotisch'schen Verrätherei, Grottkau 1792“ benützt, erzählt den Verrat sehr ausführlich, wobei leider nicht ersichtlich ist, wie viel gerade den Untersuchungsakten entnommen ist, die als gerichtliche Dokumente doch jedenfalls als die glaubwürdigsten Zeugen anzusehen wären. Die Chronik schildert den Vorgang nun etwa folgendermaßen:

Heinrich Gottlob Freiherr von Warfotisch war österreichischer Offizier und stand als Hauptmann bei dem Regimente Marquis de Botta in Ollmütz. Bei Beginn des siebenjährigen Krieges starb sein einziger Bruder, der preussische Kammerherr und Besitzer der Güter Schönbrunn, Ober- und Nieder-Rosen und Käscherei, in Karlsbad am Schlage, worauf Warfotisch den österreichischen Dienst quittierte und die Erbschaft seines Bruders übernahm. Als Friedrich bei Strehlen sich befand, verstand er es, das Vertrauen des Königs zu gewinnen und verkehrte während dessen Aufenthalt in Bojselwitz sehr oft bei ihm. Durch Geschenke an den König und Freigebigkeit gegen seine Offiziere gewann er auch deren Zuneigung und erfuhr durch den Verkehr mit ihnen, was er über die Stellung der preussischen Truppen für die Ausführung seines Planes zu wissen

wünschte. Nachdem er die Überzeugung erlangt hatte, daß die Gefangennahme des Königs ausführbar war, setzte er sich mit dem in Heinrichau stehenden österreichischen General Wallis in Verbindung, der auch sofort auf seinen Plan einging. Als Mittelsperson diente ihm der die Kirche von Siebenhufen verwaltende Kuratus (Kaplan) Schmidt, an den er durch seinen Leibjäger Kappel die an Wallis gerichteten Briefe übersandte, als auch von ihm die Antworten abholen ließ. Kappel war ebenfalls Österreicher und mit Barkotsch bei Übernahme der schlesischen Güter nach Schönbrunn gekommen.

Die Chronik fährt nun wörtlich fort:

„Am 29. November befand sich Barkotsch wieder mit seinem Jäger Kappel in Wojsewitz. Nachdem er beim Könige gewesen war, besuchte er noch einige höhere Offiziere aus dem Gefolge des Königs, von denen er das Nötige über die Pläne des Königs, hauptsächlich in Bezug auf seine Abreise, zu erfahren wünschte, was ihm auch so ziemlich gelang. Bei dem Geheimen Kabinettsrat Eichel verweilte er über zwei Stunden, wobei Kappel mit den Pferden vor dem Quartier warten mußte. Es war bereits gegen 12 Uhr nachts, als er sich auf den Heimweg begab. Dazu wählte er nicht die gewöhnliche Straße nach Riegersdorf, sondern ritt über die Brücke bei der Walkmühle, die am Ende des Dorfes lag, den Fußsteig nach Töppendorf. In diesem Dorfe standen Dragoner von Bastrow, von welchen er unbemerkt bleiben wollte, darum ritt er um dasselbe herum

Erst um 2 Uhr in der Nacht kam Barkotsch in Schönbrunn an und befahl dem Jäger schlafen zu gehen. Als Letzterer in sein Zimmer trat, erhielt er von seiner Frau die Nachricht, daß der Kuratus dagewesen sei und einen Brief an den Baron hinterlassen habe, den dieser sofort bei seiner Ankunft erhalten mußte und wenn es noch so spät

wäre. Die Frau des Jägers wunderte sich nicht allein darüber, daß auf dem Briefe keine Aufschrift stand, sondern auch, daß der Kuratus den ganzen Nachmittag bei der Baronin gewesen war und ihr nicht den Brief gegeben hatte. Kappel trug den Brief zum Baron, wo er auch die Frau noch wachend vorfand. Letztere war nicht wenig erstaunt und sogar entrüstet darüber, daß der Kuratus ihr nicht den Brief gegeben, auch nicht einmal seiner Erwähnung getan hatte: sie wäre wohl auch im Stande gewesen, den Brief richtig abzuliefern. Darauf befahl ihr der Baron in ziemlich barschem Tone, in ihr Schlafzimmer zu gehen, sie hätte mit seinen Briefen nichts zu thun. Eine halbe Stunde später kam der Baron an Kappels Thür und rief ihn heraus. Er hatte einen Brief in der Hand, welchen er ihm mit dem Auftrag, ihn früh um 4 Uhr zu Schmidt zu tragen, überreichte.

Kappel war längst gegen diesen Briefwechsel, der sich erst entwickelt hatte, seit das Heer bei Strehlen stand, mißtrauisch geworden. Zuletzt wurde es ihm zur Gewißheit, daß hier irgend eine Verrätherci dahinterstecken müsse, hatte er doch sogar schon Briefe direkt an den Oberst Wallis überbringen müssen unter dem Vorwande, sein Herr wolle ungarischen Wein von ihm haben. Niemals hatte er von Wallis eine schriftliche Antwort erhalten, sondern Letzterer jagte stets, es würde alles besorgt werden. Als nun Warfotich jetzt noch in der Nacht kam und ihm, der erst um 2 Uhr nach Hause gekommen war, auftrug, schon wieder nach kaum 2 Stunden Schlaf aufzustehen, um die Antwort nach Siebenhufen zu tragen, da war Kappel fest entschlossen, hinter das Geheimniß zu kommen, um womöglich drohendes Unglück zu verhüten. Da er in der Lage war, das Pötschaft seines Herrn benutzen zu können, so beschloß er, den Brief zu erbrechen und, wenn seine Vermuthung sich bestätigte, dem Könige in Bojsselwitz Nachricht zu geben. Dieser

Gedanke ging ihm durch den Kopf, als Barkotsch ihm den Brief überreichte. Um nun nicht sofort vermißt zu werden, wenn er nicht bald zurückkäme, bat er um die Erlaubniß, den Gottesdienst besuchen zu dürfen. Kappel war, wie schon erwähnt, katholisch, und es war gerade der Andreastag, der damals noch kirchlich gefeiert wurde. Diese Erlaubniß erhielt er. Um 4 Uhr stand er auf und öffnete den Brief. Was er las, bestätigte seine Vermuthung und übertraf seine Befürchtungen. Der Brief war an Wallis gerichtet und lautete:

„Es ist nichts Veränderliches vorgefallen. Der Wagen oder die vierßizige Kutsche steht vor der Thür und mag damals wegen dem vielen Regen sein weggebracht worden. Es ist nirgends ein Picket, auch keine Hauptwache, auch kein Marquetender. Es ist das Hauptquartier nicht so pompös wie bei Ihnen. Ich bin heute dagewesen. Ich sah bei Tage eine Schildwache auf der Gasse und bei Nacht wurde ich keine gewahr, daß also aufs Höchste zwei Schildwachen vorne vorm Zimmer stehen, welches zwar sehr klein ist, und etwa eine bei der Thür. Fürchten Sie sich vor nichts. Sie machen das größte Glück und sollten Sie wider alles Vermuthen nicht reüßiren, so kann Ihnen nichts widerfahren, als etwa gefangen zu werden. Soviel dient auch zur Nachricht, daß jetzt zu Bogarth Säger zu Fuß etwa 20 bis 30 Mann stehen wegen Desertion. Also da Sie Wegweiser haben, so ist gar nicht nötig über Bogarth zu gehen, sondern Sie lassen solches linker Hand liegen. Morgen geht die Kriegskasse weg und soll heute die Artillerie weggehen. Also wäre es noch am Besten Montags in der Nacht. Denn ich kann nicht gut dafür sein, daß nicht etwa der Vogel Dienstags in der Nacht ausgeflogen ist“.

Ehe Kappel sein Vorhaben ausführte, begab er sich zu dem evangelischen Geistlichen M. B. Gerlach in Schönbrunn, theils um sich Rat bei ihm zu holen, theils um sich den Brief

abzuschreiben zu lassen. Denn er sagte sich, daß Warfotich, sein längeres Ausbleiben bemerkend, Verdacht schöpfen und in Siebenhusen würde anfragen lassen, ob auch der Brief richtig abgegeben sei. Diesen Fall erwägend beschloß er, sich eine Abschrift anfertigen zu lassen und diese durch Schmidt an Wallis zu übersenden. Den 30. November früh, als Gerlach noch schlief, kam Kappel eilfertig und ängstlich in sein Zimmer und überreichte ihm den Brief mit der Bitte, ihn zu lesen und ihm eine Abschrift davon zu liefern. Gerlach erkannte die Handschrift des Gutsheeren, ebenso auch seine Frau, die den Brief gleichfalls gelesen hatte. Kappel entdeckte dem Prediger, nachdem dieser mit Entsetzen den Brief gelesen hatte, daß er entschlossen sei, den König zu warnen und ihm den Brief abzuliefern, welchem Entschluß Gerlach mit Freuden zustimmte. Er schrieb nun den Brief ab und händigte darauf dem Jäger Abschrift und Original ein. Dieser versiegelte zunächst die Abschrift, legte sie dann in das ursprünglich von dem Baron benutzte Couvert und versiegelte auch dieses. Dann gab er den Brief seinem Lehrburschen Böhmelt mit dem Auftrage, ihn sofort nach Siebenhusen zu tragen, und schärfte ihm sogleich ein, bei seiner Zurückkunft den Herrn nicht merken zu lassen, wo er gewesen sei. Er selbst begab sich mit dem Originalschreiben nach Strehlen. Um schneller fortzukommen, borgte Kappel sich in der Käscherei ein Pferd. Die Zwischenzeit, bis dasselbe gebracht wurde, benutzte er, um für sich eine Abschrift des verräterischen Briefes anzufertigen“.

Die Chronik schildert nun in sehr eingehender Weise, wie Kappel in Strehlen ankommt, zu dem Generaladjutanten Krusjemark gewiesen wird und ihm den Brief übergibt. Während des Jägers Bericht kleidet sich der General an und begibt sich darauf zum Könige, wohin später auch Kappel gebracht wird.

Brechen wir hier zunächst die Erzählung ab, so ergibt sich bei näherem Zusehen eine solche Menge von Unwahrscheinlichkeiten, daß beinahe jeder Satz mit Gründen angezweifelt werden kann; wir wollen jedoch nur die größten hervorheben.

Wie bereits erwähnt, war die Stellung der preussischen Truppen so gut gewählt, daß ein Überfall des Weisewitzer Hauses, zu dem doch mindestens 50 bis 100 Reiter nötig waren, von einem so großen Trupp nicht unbemerkt ins Werk gesetzt werden konnte. Daraus erklärt es sich, daß Warfotich volle acht Wochen wartet, bis er zur Ausführung seines Planes schreitet; vorher war sie eben nicht möglich, Ende November müssen sich aber durch die eintretenden Truppenverschiebungen die Verhältnisse günstig gestaltet haben; Friedrich begann seine Truppen, da wegen des herannahenden Winters auf eine Unternehmung von seiten der Österreicher nicht mehr gerechnet werden konnte, aus den Bivaks zurückzuziehen und in die Winterquartiere zu schicken. Wie aus dem Briefe hervorgeht, sollte die Artillerie am selben Tage, die Kriegskasse am nächsten abrücken. Dadurch wurde der den König schützende Kreis geschwächt, wahrscheinlich auch durch Einziehung der Außenposten lückenhaft. Doch standen in Bogarth wegen der Desertion (der in das Heer gesteckten Kriegsgefangenen) noch etwa 30 Mann, in Töppendorf noch Husaren. An welcher Stelle ein Überfall möglich war, ist also aus den gebotenen Daten nicht zu erfahren, da die Truppenaufstellung nicht bekannt ist; auf welchem Wege er aber ausgeführt werden sollte, ist auch nicht festzustellen, weil die Täter nicht gefangen wurden; nach einer Stelle des Briefes kann man nur vermuten, daß der Zug der Aufhebungskolonne östlich um Bogarth herum über die Felder bis in die Nähe von Töppendorf, dann durch den Wald über Nieder-Bodiebrad (das damals noch nicht vorhanden war) bis an das Haus des Königs gehen sollte.

Die Kenntniss von dem Stande der Truppen wird Warfotsch durch den Augenschein erworben haben; da er oft genug in des Königs Quartier kam und in der Umgegend herumritt. Daß aus besonderem Zutrauen Friedrich ihm Aufklärungen über seine nächsten Absichten gemacht haben sollte, ist doch kaum glaublich; einem kleinen Landedelmanne, den er seit vielleicht sechs Wochen kannte, wird er schwerlich sein Herz ausgeschüttet haben. Den Zutritt in das königliche Quartier hat Warfotsch deswegen erlangt, weil sein verstorbener Bruder Kammerherr gewesen war, dem König also nahe gestanden hatte. Rechnet man noch den Umstand dazu, daß Warfotsch lutherisch war, so kann höchstens gesagt werden, daß der König keine Ursache hatte, ihm zu mißtrauen und ihm freundlich gesinnt war.

Eine bewundernswerte Selbstbeherrschung, die imstande war, den großen Menschenkenner zu täuschen, — wie zuweilen hervorgehoben wird — war also gar nicht nötig, da Friedrich nicht getäuscht wurde, auch keine Geheimnisse herauszulocken waren, weil der Verräter, was er wissen wollte, mit eigenen Augen sehen oder durch Fragen bei der Bevölkerung leicht erfahren konnte. Das Gleiche wird auch mit den Offizieren der Fall gewesen sein, die bei aller Freundschaft mit Warfotsch ihm Dienstgeheimnisse nicht anvertraut haben werden. Schon das Fragen nach solchen hätte ihn verdächtig gemacht.

Auch über die Beweggründe des Warfotsch wird Verschiedenes angegeben, was den Verräter durchaus zu einer bedeutenden Natur, wenn auch im schlechten Sinne, stempeln soll. Kappel gibt (nach der Chronik) vom Könige darüber befragt, als Vermutung an, daß es ein Racheakt des Barons wäre, der mit seinen Lenten nicht machen könne, was er wolle, wie er es von Oesterreich her gewohnt war, wo noch die Leibeigenschaft existierte, die Friedrich in Schlesien abgeschafft hatte. Nun ist es aber Friedrich niemals eingefallen,

die Leibeigenschaft in Schlesien abzuschaffen, wenn auch seine Beamten darüber gewacht haben mögen, daß die Untertanen durch übermäßige Schinderei nicht für den Staat untauglich würden. Eine solche Angabe kann der Jäger in seiner späteren Lebensbeschreibung auch gar nicht gemacht haben, er konnte doch damals schon unmöglich wissen, was erst 45 Jahre später sich vollziehen sollte. Wartofsch hat vielmehr nur Habgucht und Hoffnung auf einen reichen Geldgewinn zur Tat getrieben, wie auch nach der gelungenen Flucht er sein Leben wagt, um noch einmal zurückzukommen und sein zurückgelassenes Geld zu holen.

Ganz unklar bleibt, wenigstens nach dieser Erzählung, was den Jäger zum Verrate an seinem Herrn bewogen haben kann. Einmal soll es sein Patriotismus gewesen sein, denn „er war fest entschlossen, drohendes Unglück (d. h. die Gefangennahme des Königs) zu verhüten“! Ganz plötzlich erwacht in einem Bedienten, der als Österreicher geboren wurde, sein Lebenslang Österreicher bis auf die letzten vier Jahre war, ein glühender Patriotismus für den gefährlichsten Feind seiner apostolischen Majestät in Wien! So etwas zu glauben, fällt doch etwas schwer. — Ein anderer Beweggrund ist der „moralische“. Als Kappel Verdacht schöpfte, habe seine Rechtlichkeit nicht zugelassen, daß ein so schweres Verbrechen begangen werden sollte. Bei einem Bedienten, der seines Herrn Briefe erbricht, ist ein so feines Gerechtigkeitsgefühl jedenfalls etwas Ungewöhnliches.

Halten wir uns jedoch nur an die mitgetheilten Tatsachen! Kappel schöpft Verdacht, daß es einen Anschlag gegen des Königs Leben gilt. Irgend eine Tatsache, wodurch der Verdacht begründet erscheint, wird nicht angegeben. Daraufhin erbricht er den Brief und liest ihn. Er empfängt ihn schon um $\frac{1}{2}$ Uhr, legt sich aber noch bis um 4 Uhr aufs Ohr, um zu schlafen und dann erst ihn zu öffnen! So wunderbar, wie die Seelenruhe des Jägers, vor einem

Eingriff, der ihn das Leben kosten konnte, erst noch anderthalb Stunden zu schlafen, ist auch seine für österreichische Verhältnisse hohe Bildung, daß er lesen und — in der Käserei — auch schreiben kann! Wenn er aber lesen und schreiben kann, wozu geht er da erst noch zum Pastor, um sich eine Abschrift anfertigen zu lassen? Auch daß er diese durch seinen Lehrburschen an den Kuratus Schmidt schiekt, ist zum Mindesten ein Zeichen großer Unüberlegtheit; denn Schmidt würde über den ungewohnten Boten stußig geworden sein und sofort beim Baron Erkundigungen eingezogen haben, während er, wenn kein Bote erschien, warten mußte.

Berechnet man die Zeit, die bis dahin vergangen war — um 4 Uhr soll Kappel nach Siebenhufen gehen, steht also auf, zieht sich an, erbricht den Brief und liest ihn, eilt nun zum Pastor und weckt ihn, der sich anzieht, Licht macht und sich erzählen läßt. Erst liest der Pastor den Brief, dann seine Frau, darauf macht er eine Abschrift; Kappel siegelt nun zweimal den Brief, weckt den Lehrburschen und läßt ihn sich zum Gange nach Siebenhufen fertig machen, worauf er nach der Käserei geht! — so muß der Morgen schon angebrochen gewesen sein, ehe Kappel noch aus Schönbrunn fort war, er kommt aber schon in Strehlen an, ehe dort noch jemand vom Schläse erwacht ist. Und während dieser für ihn angstvollen Stunden, wo jede Verzögerung sein Leben gilt, trommelt er wegen des Pferdes in der Käserei die Leute aus dem Schläse, damit nur ja der Baron möglichst zeitig erfährt, daß er nicht nach Siebenhufen, sondern nach Strehlen den Weg eingeschlagen hat, und nimmt voller Gemütsruhe Abschriften!

Dieser Teil der Erzählung Kappels zeigt nur von seiner blühenden und reichen Phantasie — nicht ja allerdings den Herren, welche dem edlen Böhmen huldigen, nach der landläufigen Ansicht in hervorragendem Grade eigen sein soll — und dem Bestreben, seine Verdienste

in ein möglichst günstiges Licht zu setzen. Es bestehen jedoch noch einige andere Berichte, welche nüchterner, aber darum auch um Vieles glaubwürdiger sind.

In seiner „Geschichte des siebenjährigen Krieges“ gibt Archenholtz, welcher zur Zeit des Verraths bei dem Regiment von Foreade in Strehlen stand, den Sachverhalt einfacher wieder, indem er den Jäger als Vertrauten des Barons nennt, der ihm seine Briefe immer vorlas und ihn um sein Gutachten befragte. Aus Ärger darüber, daß er, erst spät nachts nach Hause gekommen, gleich wieder nach Siebenhufen fort mußte, sei der Jäger mit dem Briefe zum Pastor gegangen u. s. w.

Mag auch diese Darstellung des Vorgangs im Lager des Königs verbreitet gewesen sein, so ist der Grund für Kappels Handlungsweise doch ganz unzulänglich: wenn er der Vertraute des Barons war, so war er auch mitbetheiligt am Verrat und ebenso an der Belohnung. Diese wäre ihm aber sicher entgangen, sobald er den Verrat dem Könige offenbarte, ohne daß er von ihm mehr wie Straßlosigkeit erwarten konnte.

Eine andere Quelle, die anonyme „Beleuchtung der Wartotsch'schen Verrätherei“, welche die Strehlemer Chronik ebenfalls wiedergibt, schildert die That weit natürlicher und ungesucht. Die Frau des Jägers habe sich darüber gewundert, daß der Kuratus nach langem Warten den Brief nicht der Frau des Barons übergeben, sondern ihr selbst zur Besorgung an Wartotsch eingehändigt habe. Sie schloß nach Weiberart sofort, daß es sich um eine Liebesaffäre des Barons handle, die er vor seiner Frau verheimlichen wolle, und wünschte den Inhalt des Briefes zu wissen. Die von ihr — weil sie selbst nicht lesen konnte — angesprochenen Bedienten weigerten sich aber, das Schreiben zu erblicken, und als der Baron ankam, mußte es ihm überreicht werden. Als jedoch Kappel die Antwort zur Besorgung erhält, bestimmt sie ihn, wenigstens diesen Brief zu öffnen. Er

begibt sich in die leere Bedientenstube, erbricht ihn, liest und ruft darauf seine Frau, der er den Inhalt mittheilt.

Entkleiden wir auch diesen Bericht seiner poetischen Ausschmückungen, so bliebe als Wahrheit etwa übrig, daß der Jäger, durch die Neugierde seiner Frau, vielleicht auch durch seine eigene getrieben, den Brief öffnet und, als er den Inhalt gelesen — wenn wir annehmen, daß er lesen konnte, oder, wenn er es nicht verstand, nicht das fand, was er vermutete, — in seiner Angst und Ratlosigkeit zum Pastor lief und ihm den Brief zum lesen gab. Dieser kam so hinter die verräterischen Absichten des Warfotsch und bewog den Jäger, indem er ihm die Folgen seines Treubruches ausmalte, den Brief zum Könige zu tragen; er selbst nahm Abschrift, um, wenn Kappel doch nachträglich wieder wankelmütig wurde und den Brief nach Siebenhusen trug, den König selbst zu benachrichtigen. Der Jäger hatte übrigens gar keinen anderen Ausweg mehr, nachdem der Pastor Mitwisser geworden war: denn entweder erstach ihn der Baron, oder Friedrich ließ ihn hängen.

Der Anschlag gegen Friedrich war auf diese Weise mißglückt, und es kam nun darauf an, sich der Schuldigen zu bemächtigen. Es wurde der Hauptmann von Rabenau mit 80 Dragonern nach Schönbrunn geschickt, um Warfotsch zu verhaften. Er traf ihn auch an, da er aber mit dem Zwecke der Festnehmung nicht bekannt gemacht worden war, ließ er sich von dem Baron täuschen und erlaubte ihm, in ein Nebenzimmer zu gehen, um sich mit Geld zu versehen. Warfotsch entwich aus dem Zimmer und entfloh auf einem bereitstehenden Pferde nach Heinrichau. Man zeigt noch heut die Thür in dem Schlosse — das im übrigen ein uninteressantes viereckiges Gebäude ist —, aus der er entwichen sein soll. Auch Schmidt entkam. Er war von Siebenhusen nach Nimptsch gegangen, wo er von dem nachsetzenden Piquet aufgefunten wurde. Tief erschrocken

bat er um die Erlaubnis, im Nebenzimmer ein Bedürfnis befriedigen zu können, welche ihm auch gewährt wurde. Dort ließ er sich an einer Stange herab und verschwand.

Wie viel an beiden Erzählungen wahr ist, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls sind sie einander verzweifelt ähnlich.

Der Baron holte sich in der folgenden Nacht unter dem Schutze einer starken österreichischen Bedeckung sein Baargeld aus Schönbrunn ab und wurde in dieser Gegend nicht mehr gesehen. Er soll nach Zahren in Ungarn in guten Verhältnissen angetroffen worden sein. König Friedrich ließ den Verrätern den Prozeß machen, worauf, da sie die Herren selbst nicht hatten, wenigstens ihre hölzernen Konterfei's auf dem Salzringe (Blücherplatz) in Breslau gevierteilt und verbrannt wurden. Die Güter wurden eingezogen, verkauft, und das erlöste Geld für Schulzwecke verwendet.

Friedrich sorgte durch Veröffentlichung des Verrats dafür, daß die Art und Weise, wie die Österreicher sich ihrer Gegner zu entledigen suchten, in Europa bekannt wurde, Maria Theresia verwahrte sich aber gegen jede Beteiligung an dem Verrat und wies den Verdacht aufs Schrotte zurück. Was es mit dieser Entrüstungskomödie aber in Wirklichkeit auf sich hatte, beweist das Verfahren gegen Laudon. Dieser befähigte aller österreichischen Generale hatte kurz vorher durch einen kühnen und geschickten Handstreich Schweidnitz erobert. Statt Dank dafür zu ernten, fiel er in die höchste Ungnade, weil — er den Wiener Hofkriegsrat nicht vorher um Erlaubnis dazu gebeten hatte, wodurch die ganze Unternehmung natürlich infolge der Verzögerung unmöglich geworden wäre. Nur die Verwendung des Gemahls der Kaiserin rettete ihn davor, von einem Kriegsgericht verurteilt zu werden, doch hat ihm den Übergriß Maria Theresia nie verziehen. Durfte also schon der bedeutendste Führer es nicht wagen, nach freiem Ermessen

zu handeln, wo es nur auf die Eroberung einer Festung ankam, so war es ganz ausgeschlossen, daß bei einer solchen folgenschweren Unternehmung, wie die Gefangennahme des preußischen Königs, ein Unteranführer ohne Zustimmung des Hofkriegsrats, an dessen Spitze die Kaiserin stand, etwas zu tun gewagt hätte. Aber freilich, sie bekamen den Vogel nicht, daher war moralische Entrüstung billig; hätten sie ihn gehabt, dann würde die Verteidigung wohl anders geklungen haben!

Der Besucher des Berges kann bei einer Rundschau vom Turm aus die ganze Begebenheit vor seinem geistigen Auge vorüberziehen lassen, denn fast alle Örtlichkeiten, die in Betracht kommen, sind ihm sichtbar. Er bekommt ein Bild von der Aufstellung des königlichen Heeres, von dem Wege, den des Wartotjch verräterische Briefe nahmen, und von dem geplanten Zuge, der den König aufheben sollte.

Aber auf dem Fleck selbst, auf dem er steht, findet er noch die Spuren an jene Zeit; die Wälle und Gräben, welche heut den Gipfel des Rummelsberges krönen, sind von Friedrichs Soldaten angelegt worden. Ist es schon kaum denkbar, daß, wenn in Bogarth ein vorgeschobener, ziemlich starker Posten stand, ein Punkt, von dem aus gerade die Gegend nach Heinrichau und nach der östlichen Flanke hin so offen einzusehen war, nicht besetzt gewesen wäre, so weist die Anlage der Befestigungen ganz offenbar auf jene Zeit hin. Sie sind im Vauban'schen Winkelssystem, ~~erhalten~~, wobei vielleicht teilweise die Reste der alten Burgwerke noch benutzt werden konnten. Aber die auspringenden Linien, welche bequemen Raum auch für einige leichte Geschütze boten, sind noch so gut und scharf erhalten, daß eine andere Deutung kaum möglich ist, zumal da irgend eine andere Nachricht, welche eine Erbauung zu einer anderen Zeit nur vermuten ließe, sich nirgends hat finden lassen. Das

Vorhandensein der Friederizianischen Truppen, welche hier zwei Monate hindurch eine Verteidigungsstellung inne hatten, erklärt dagegen die Anlage von leichten Feldbefestigungen zur Genüge, ist sogar für die damalige Art der Kriegsführung charakteristisch.

Denelben Ursprung haben die Überreste einer einfachen Lunette (dreieckigen Schanze) in Habendorf, unmittelbar hinter der Scheune des Wirtshauses, welche ihre Spitze nach Bogarth zu wendet und die Gegend zwischen Habendorf und Kummelsberg und Habendorf—Katschwitz deckt. Sie kann nur den Zweck gehabt haben, einen von Heinrichau anrückenden Feind aufzuhalten.

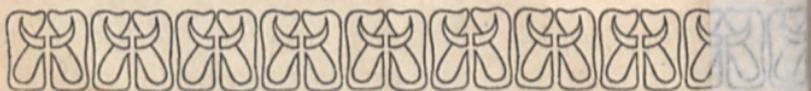
Als in der Not der französischen Unterdrückung ganz Preußen aufstand, um das Vaterland von dem Joche des Tyrannen zu befreien, sammelten sich auch an den Hängen des Kummelsberges Schaaren kampfsbegeisterter Männer und Jünglinge. Wer sie gewesen sind, meldet uns keine Kunde, aber die Anfangsbuchstaben ihrer Namen haben die Eichen uns treu bewahrt. In ihre Rinde eingeschnitten wurden sie im Laufe der Jahre überwallt, um nun beim Schlagen der Stämme wieder zum Vorschein zu kommen.

Vielleicht war es eine Erinnerung an jene glorreiche Zeit, die den Väter der Charité-Güter, Amtsrat Krüger, Anfang der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts bewog, auf den Trümmern der alten Burg einen Turm zu errichten. Obwohl er nur dem Genuß der schönen Aussicht dienen sollte, war er doch recht massiv gebaut, indessen waren die innen liegenden Treppen und Decken nur aus Holz. Teils die Einflüsse der Witterung, teils die Unvorsichtigkeit mancher Besucher, als Dank für den Genuß möglichst viel an dem unbewachten Turm zu verdienen, brachten allmählich Treppen und Decken in einen Zustand, der den Aufstieg lebensgefährlich machte.

Als Herr Amtsrat von Schönermark die Pacht übernahm mußte er den Zugang schließen lassen; er ließ darauf durchgefaukte Holzwerk entfernen und durch gemauerte Gewölbe ersetzen, die Fensteröffnungen statt der bisherigen Läden mit ordentlichen Glasfenstern versehen, und beauftragte einen Waldwärter mit der Aufsicht. Doch wurde das Gebäude noch nicht bewohnt, noch gab es oben Erfrischung; der zunehmende Besuch aber und der nötige Schutz des Turmes vor Beschädigungen erforderte mit der Zeit die Anlage einer Gastwirtschaft, welche sich dann aus kleinen Anfängen, wo ein Kornschnaps die einzige erhältliche Erquickung war, zu der heutigen gut eingerichteten entwickelte

Es widerstrebt meinem Empfinden, zum Schluß noch eine Schilderung der vom Turm aus wahrzunehmenden Schönheiten zu bringen oder irgendwo abzuschreiben; wer Sinn dafür hat, wird sie selbst finden, die Stimmung aber, welche für den Genuß schöner landschaftlicher Punkte ausschlaggebend ist, kann ihm die beste Poesie nicht ersetzen. Zur Orientierung dient im Übrigen eine vom Strehlenbergerverein auf der Plattform des Turmes aufgestellte Tafel schneller und besser, als eine eingehende Beschreibung.

Der neben ihr befindliche Backsteinsockel, der scheinbar zwecklos dasteht, ist ein Triangulationspunkt zur Aufnahme des Meßfernrohres und hat insofern eine historische Bedeutung, als hier am Kummelsberge die ersten Messungen der großen staatlichen Landesaufnahme seit 1854 ausgeführt worden sind. Die genau ausgemessene Basis war Herrndorf - Knieschwitz, der erste Dreieckspunkt Eisenberg, wo aus die Triangulierung über den Kummelsberg zu Zobten und von da nach der Schneekoppe fortsetzte.



in
a
ri
c
of
a
i
ve
o
e
f
t

BI-12

237285/1

BI-12

17/1